

# RÜCKBLICK

1/2005

Glaube und Gemeinde im Spiegel der Geschichte

## Inhalt

**Gemeinde ist mehr als  
Gemeinschaft** 2

*Johannes Dyck*

VOR 500 JAHREN

**Konrad Grebel, Täufervater** 5

*Johann Driediger*

VOR 200 JAHREN

**Das Ziffernsystem der  
Mennoniten in Russland** 8

*Dr. Peter Letkemann*

VOR 80 JAHREN

**Das Bildungswesen der  
Mennoniten in Russland  
nach dem Oktoberumsturz  
von 1917** 13

*Dr. Gerhard Hildebrandt*

VOR 50 JAHREN

**David Klassen** 17

*Autobiografie*

*Ausgabe 1/2005 (3)  
2. Jahrgang*

*Herausgegeben vom Verein  
zur Erforschung und Pflege des  
Kulturerbes des russlanddeutschen  
Mennonitentums e. V.*

DER ANKER war ein Symbol der  
Hoffnung und des Glau-  
bens für die Mennoniten  
Russlands



Was gehört zu der Geschichte einer Glaubensgemeinschaft? Auf jeden Fall, eine Schilderung ihrer Entstehung. Man möchte in Erinnerung die Namen von Männern der ersten Stunde halten. In welcher Umgebung lebten und wirkten sie? Wie sind sie zum Glauben gekommen? Wer stand ihnen zur Seite? Aus welchen Beweggründen handelten sie?

Nicht weniger anregend ist die Vorgeschichte einer Glaubensgemeinschaft. Gab es ähnliche Glaubensbewegungen im Vorfeld? Wussten die Glaubensväter von ihnen? Was hat den Boden für die Glaubenssaat vorbereitet?

Zur Geschichte gehören auch die Auswirkungen des Glaubens. Die prägende Kraft des Glaubens bewirkt Änderungen in menschlichen Beziehungen und in Familien. Die Spuren des Glaubens kann man nicht nur in Gemeindeformen oder der Musik und Gesang erkennen. Vom Glauben bewegt, errichtete man Schulen und Kirchen, baute Krankenhäuser und Heilanstalten.

Glaube hat direkte Auswirkungen auf Moral. Wie äußerte sie sich außerhalb der Gemeinde – zum Beispiel im Wirtschaftsleben? Wie wirkte sich der Glaube auf die Kultur aus?

Aber gehören denn Bildungs- und Gesundheitswesen, Wirtschaft und Kultur zum Einflussgebiet des Glaubens? Gehören die denn auch zur Geschichte einer Glaubensgemeinschaft? Auf jeden Fall – sie tragen Spuren des Glaubens. Deshalb gehören auch sie zu unserer Geschichte.



*Wir können uns das Leben ohne Gemeinschaft nicht vorstellen. Ihre Inhalte können durch den Glauben bestimmt werden, ihre Form – durch die Gemeinde. Allerdings geht die Form ohne Inhalt verloren, und der Inhalt ohne Form ist nicht greifbar. Beides gehört zueinander. Das Zusammenwirken von Gemeinschaft und Gemeinde begleitete unsere Vorfahren über ihre gesamte Geschichte.*

## Gemeinde ist mehr als Gemeinschaft

Für die meisten von uns sind diese Begriffe untrennbar und gehören einfach zusammen. Wer Gemeinschaft sucht, findet sie in der Gemeinde. Die Jüngeren unter uns, bei denen schon die Eltern oder sogar Großeltern zu einer Gemeinde gehörten, sind in eine Gemeinde hineingewachsen, ohne sich viele Gedanken darüber zu machen. Von früher Kindheit an brachten die Eltern sie in eine Kinderstunde. Mit der Zeit gehörte man zu einer Jungschar, darauf folgte die Jugendgruppe. Zum Zeitpunkt der Taufe haben viele bereits ein Jahrzehnt Gemeinschaft hinter sich. Nach der Taufe ändert sich nicht sonderlich viel. Gemeinschaft und Gemeinde sind im Bewusstsein derart verflochten, dass man schon gerne mal diese Begriffe verwechselt und der festen Überzeugung ist, dass Gemeinde und Gemeinschaft dasselbe bedeuten.

Die Geschichte lehrt uns, dass dies lange nicht immer so war. Es gab Zeiten, in denen es zwar Gemeinschaft, aber keine Gemeinde in unserem Sinn gab, aus der dann eine Gemeinde geboren wurde. Wir greifen in diesem Artikel Zeiten aus dem Beginn des 16. und aus der Mitte des 20. Jahrhunderts heraus, um die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Gemeinschaft und Gemeinde herauszuarbeiten.

### **Gemeinschaft der Sakramentariier in den Niederlanden**

Die katholische Kirche lehrt, dass die Gnade Gottes sich in sichtbaren Zeichen unter dem Namen *Sakramente* äußert. Ohne sie sollte das Heil unmöglich sein. Prunkvolle Kirchengebäude und feierliche Gottesdienste unterstrichen ihre Bedeutung. Einzige Verwalter der Sakramente waren die katholische Kirche und ihre Priester.

Eucharistie galt als wichtigstes der Sakramente. Die katholische Kirche lehrte, dass im Laufe der liturgischen Feier Brot und Wein in Leib und Blut Christi verwandelt werden, wengleich ihre äußere Erscheinung, Geschmack und Geruch unverändert bleiben. Seit dem 12. Jahrhundert traten bei Theologen wie Laien Zweifel an dieser Verwandlung auf. Solche Menschen nannte man Sakramentariier. Deren Gemeinschaften gab es in den Niederlanden vielerorts. Man pflegte Gemeinschaft miteinander, ohne aus der katholischen Kirche auszutreten. Die Zahl der Sakramentariier nahm zu Beginn des 16. Jahrhunderts besonders stark zu. 1510 kri-

tisierte der dominikanische Mönch Wouter in Utrecht die Abendmahlspraxis der katholischen Kirche. Seit 1514 predigte der Priester Gellius Faber im Verborgenen in Friesland in diesem Sinne. Erst 1536 verließ er die katholische Kirche. Zu den Sakramentariiern in den Niederlanden zählte eine ganze Reihe von bekannten und weniger bekannten Personen. Auch Menno Simons kam als junger Priester in Berührung mit dieser Lehre.

Der bereits erwähnte Wouter gründete sogar in Delft eine evangelische Gemeinde aus Sakramentariiern. Allerdings blieb diese Gemeinde eine Ausnahme. Die meisten Sakramentariier verblieben zwar in der katholischen Kirche, entfernten sich aber innerlich von ihrer Lehre und bildeten eigene Gemeinschaften, in denen man eine neue Art der Frömmigkeit pflegte. Viele von ihnen hörten auf, in die katholische Kirche zu gehen und an der Eucharistie Teil zu nehmen. Unter den Sakramentariiern gab es sowohl katholische Geistliche als auch Laien.

Mit dem Anbruch des 16. Jahrhunderts kamen auf die Niederlande wie auf ganz Europa stürmische Zeiten zu. Überall hörte man von Kriegen und Kriegsgeschrei. Dazu kamen Hungersnöte. Alles erinnerte an die Worte Jesu aus Matthäus 24, 21: „Denn es wird dann eine große Bedrängnis sein, wie sie nicht gewesen ist vom Anfang der Welt“.

Besondere Aufmerksamkeit in den Gemeinschaften der Sakramentariier ab 1530 fand die Predigt von Melchior Hoffman. Der gebürtige Schwabe verkündete in Ostfriesland den baldigen Anbruch des endzeitlichen Gottesreiches. Hoffmann predigte sehr leidenschaftlich, redegewandt und überzeugend. Auch behauptete er, die beiden endzeitlichen Zeugen Elia und Henoch wären schon in der Welt. Seine Worte fielen auf fruchtbaren Boden. Und – trotz eines Wiedertäufermandates – begann Hoffman die Kinder des kommenden Königreiches zu taufen. Seine erste Taufe vollzog er im Mai 1530 in aller Öffentlichkeit in der Großen Kirche von Emden. Unter den Getauften waren Angehörige aller Stände – „Bürger und Bauer, Herren und Knechte“, wie Obbe Philips später schrieb.

Hoffman musste bald darauf aus Ostfriesland fliehen. Seine Saat ging aber auf. Nachfolger Hoffmans, Melchioriten genannt, begannen nun mit den Vorbereitungen auf das kommende Reich Gottes. Das neue Zion sollte entweder in Straßburg, Amsterdam oder

*Titelseite: Ehemalige Mädchenschule in Chortitza. Frontansicht. Foto 2004*

Münster entstehen; zwischenzeitlich waren auch London und Groningen im Gespräch. Im November 1530 wurde der aus Westfriesland kommende Sicke Freerks Snijder getauft. Er wurde in die Hauptstadt seiner ostfriesischen Heimat, Leeuwarden, geschickt. Am 20. März 1531 wurde er dort enthauptet. Sicke Freerks Snijder wurde zum ersten täuferischen Märtyrer in den Niederlanden.

Die Vorbereitungen auf das herannahende Gottesreich glitten immer mehr in das Militärische ab. Schließlich errichteten die Bundesgenossen unter der Leitung von Jan van Leyden in Münster mit Hilfe von Waffen ihre Gewaltherrschaft, die am 25. Juni 1535 blutig niedergeschlagen wurde. Die übrig gebliebenen Täufer spalteten sich in eine Vielzahl von Richtungen auf. Zu ihnen zählten auf Raub ausgerichtete Batenburger,



Große Kirche in Emden. Foto 2005

wie die gedemütigten und immer noch kampfbereiten Münsteriter, spiritualistisch gesonnene Anhänger von David Joris, gewaltlose Obbeniten und immer noch in Erwartung des Königreichs lebende Melchioriten.

Einige Monate vor dem Zusammenbruch der Schreckensherrschaft in Münster richtete ein katholischer Priester in Westfriesland eine Schrift „Gegen die greuliche und größte Gotteslästerung des Jan van Leyden, der sich ausgab für einen fröhlichen König über Alles und der Elenden Freunde, und sich an Gottes Statt setzte“. Im Januar 1536, als es den Täufern am schlimmsten ging, trat dieser Priester aus der katholischen Kirche aus und ließ sich taufen. Ein Jahr später übernahm er die Leitung zunächst innerhalb einer der Richtungen im Täuferium.

Der ehemalige katholische Priester wurde zur prägenden Gestalt des Täuferiums in den Niederlanden und in Norddeutschland. Was war denn an dem Werk dieses Mannes so besonders? Die Antwort auf diese Frage gab der aus der mennonitischen Siedlung Am Trakt an der Wolga stammende Forscher Cornelius Krahn. 1936 veröffentlichte er in Deutschland wohl die erste wissenschaftliche Arbeit in deutscher Sprache über Menno Simons. Krahn kommt zu dem Schluss, dass im Zentrum Menno's Wirkens die Gemeinde stand. Krahn schrieb:

*„Wenn Menno auch kein bedeutender theologischer Denker ist, so lassen sich die Richtlinien seiner Theologie doch feststellen, wenn man sie vom Zentrum aus verfolgt, aus dem er als Christ und Ältester der Gemeinden handelt, wirkt und lebt. Diesen Mittelpunkt bildet bei ihm die Verwirklichung der christlichen Gemeinde nach apostolischem Vorbild. Von hier aus werden darum auch fast alle anderen Fragen des christlichen Lebens und der Lehre bestimmt.“*

### Von Gemeinschaft zur Gemeinde

Menno Simons ist es gelungen, aus losen Gemeinschaften, die auf der Suche nach einem endzeitlichen Königreich hoffnungslos vom Weg abgekommen sind, eine Gemeinde zu bilden. Als Gemeinde, und nicht als Gemeinschaften, haben Mennoniten die folgenden Jahrhunderte überstanden.

Wie stellte sich Menno die Gemeinde vor? Die bestehende katholische Kirche fand er nicht schriftgemäß. Eine rechte christliche Gemeinde hatte für ihn folgende Zeichen:

- Eine unverfälschte reine Lehre
- Ein schriftgemäßer Gebrauch von Taufe und Abendmahl
- Gehorsam gegenüber dem Worte Gottes
- Ungeheuchelte Bruderliebe
- Ein freimütiges Bekenntnis Gottes und Christi
- Verfolgung und Trübsal um des Wortes des Herrn willen

Menno lehrte, dass die Gemeinde erst verwirklicht werden kann, wenn jedes einzelne Glied der Gemeinde wiedergeboren ist. Das folgt aus Johannes 3,3: „Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Der Wiedergeburt geht Predigt der Buße voraus. Das Sakrament der Buße und die Bußübung, wie sie die katholische Kirche kennt, werden hier völlig verworfen. Der wahre Glaube verändert den Menschen aus seiner sündigen in die göttliche Art.

Mitglied der Gemeinde wird man ausschließlich durch Taufe, die auf den Glauben vollzogen wird. Selbstverständlich für Menno ist, dass sich der Glaube vor der Taufe bewährt haben muss.

Die Gemeinschaft der Gläubigen in der Gemeinde erreicht ihren Höhepunkt im Abendmahl. Im Mittelpunkt der Gemeinschaft im Abendmahl steht die Verkündigung des Todes Christi. Es ist ein Zeichen der christlichen Liebe und des Friedens in der Gemeinde. Nur diejenigen, die aus Gott geboren sind und es im

täglichen Leben beweisen, dürfen Gäste an der Tafel des Herrn sein.

Für die Verwirklichung der Gemeinde ist für Menno die Verkündigung des Wortes Gottes von großer Bedeutung. Dazu gibt es Prediger des Wortes, die von Gott und der Gemeinde zum Dienst berufen sind. Die Diener haben unterschiedliche Funktionen. Es gibt Älteste, Hirten und Lehrer, außerdem Ermahner und Diakone. Die Letzteren versehen ihren Dienst nur bis zur Predigt.

Die Gemeinde der wahrhaft Gläubigen muss laut Menno ohne sichtbare Flecken und Runzel sein. Um das zu erreichen, muss strenge Gemeindezucht angewendet werden, und der Bann sollte ein Werk der Liebe sein. Die strenge Gemeindezucht hat bald zu Meinungsverschiedenheiten geführt. Das Streben nach Makellosigkeit erfolgte allerdings auf Kosten der Bruderliebe. Bereits zu Lebzeiten Mennos zerbrach die Einheit der Taufgesinnten. Es bildeten sich mehrere Strömungen heraus. Menno selbst hatte unter den Auseinandersetzungen zu leiden.

Der Unverbindlichkeit einer Gemeinschaft stellt Menno klare Linien einer Gemeinde gegenüber. Gemeinde zeichnet sich vor allem durch Verbindlichkeit aus. Unzweideutigkeit beginnt bei ihm in der Deutung der Heiligen Schrift. Er bekämpfte sehr scharf die allegorische Auslegung des Alten Testaments, wie man sie bei Hoffman kennen gelernt hat. Danach enthielt die Schrift neben dem buchstäblichen Sinn auch einen allegorischen. Die allegorische Schriftauslegung verursachte letztendlich die Katastrophe von Münster. Durch die Überwindung der allegorischen Auslegung der Schrift in den täuferischen Gemeinden wurde man auch von dem Erbe Hoffmans weitgehend befreit.

Im Laufe der folgenden Jahrhunderte haben die Mennoniten an der Form ihrer Gemeinde festgehalten. Gemeinde wurde für sie zur Selbstverständlichkeit. Sogar das Aufspalten der Täuferbewegung in mehrere unversöhnliche Richtungen hat an der Struktur der Gemeinde nichts geändert.

### ***Gemeinschaft und Gemeinde in der Sowjetunion nach dem II. Weltkrieg***

Nach der Zerschlagung der Gemeinden in den 1930er Jahren und der Auflösung der meisten deutschen Siedlungen nach dem Beginn des Krieges mit Deutschland 1941 wurden die Deutschen in der Sowjetunion wie ein innerer Feind behandelt. Dem Herrn war es jedoch wohlgefällig, dass der glimmende Docht (Matthäus 12, 20) des Glaubens nicht vollständig ausgelöscht wurde. In einer von Misstrauen und Argwohn genährten Umgebung der Unterdrückung und totalen Überwachung trauten sich einzelne Personen in Gemeinschaft miteinander zu treten. 1942 leitete der mennonitische Prediger Johann Wölk geheime Gebetsstunden in der Arbeiterarmee in Borowsk im Gebiet Perm'. 1944 entstand wohl die erste Gemeinde unter den verbannten Deutschen in Kimpersai im Gebiet Aktjubinsk in West-

kasachstan. Sie bestand ausschließlich aus Brüdern, die mangels einer Bibel das früher auswendig gelernte Wort Gottes weitergaben. Im Dorf Kirowsk in Südkasachstan entstand eine deutsche Gemeinde im Jahre 1945. Seit 1946 existierte die Gemeinde im tadschikischen Kurgan-Tjube.

Allerdings waren diese Gemeinden eher eine Ausnahme. Bis 1956 waren alle Deutschen, zerstreut über das ganze riesige sowjetische Reich, an ihre Orte gebunden und durften diese unter Androhung von Gefängnisstrafe nicht verlassen. An vielen Orten trauten sich die übrig gebliebenen Geschwister, von ihrem Glauben zu reden. Meistens waren es die Mütter, die ihren verwaisten Kindern den lebendigen Glauben weitergegeben haben. An einigen Orten wagte man, sich zu versammeln, was nicht ungefährlich war. 1945-46 wurden einige kleine Gruppen von Lutheranern und Baptisten in Ostkasachstan mithilfe von geheimen Informanten von der Geheimpolizei aufgespürt und aufgelöst. Es scheint, dass die paar Dutzend Deutsche, verbannt an die chinesische Grenze, kaum russisch sprechend, eine derart große Gefahr für den Staat darstellten, dass ihre Verfolgung durch die Behörden von der Hauptstadt aus gelenkt wurde!

So entstanden vielerorts Gemeinschaften von Gläubigen mit unterschiedlicher Vorgeschichte und Prägung. Allen gemeinsam war der Hunger nach dem Worte Gottes und dem Gebet. Man betete viel und traute sich sogar, zusammen Lieder zu singen. Gebet, Lieder und gemeinsame Glaubenserfahrungen zählten zu dem Reichtum, den man miteinander teilte. Sogar die Sprache spielte eine untergeordnete Rolle.

1956 kam für die Verbannten und Zerstreuten die lang ersehnte Freiheit. In die Heimatdörfer in der Ukraine und Russland durfte man nicht zurück. Stattdessen ist man in die Orte umgesiedelt, in denen es Gemeinschaft der Kinder Gottes gab. Mitunter waren es immer noch die ehemaligen Verbannungsgebiete.

Mit der größeren Freiheit ergaben sich auch größere Gestaltungsmöglichkeiten für die Organisation von Gemeinden. Einige ältere Brüder, die das Gemeindeleben aus den 1920er Jahren noch kannten, spielten hier eine entscheidende Rolle. Sie bildeten eine Art Brücke in die gesegnete Vergangenheit und trugen entscheidend dazu bei, dass die ordnende Kraft der jahrhundertelangen Gemeindefradition auch hier ihr Wirken entfalten konnte.

1958 brach eine neue Christenverfolgung über die Sowjetunion aus. Gemeinschaften waren viel flexibler als die bereits entstandenen Gemeinden. Mit ihrem ermutigenden, aber unverbindlichen Charakter waren sie weitaus weniger beständig als die bereits entstandenen Gemeinden. Die Gemeinden mit ihrer verbindlichen Mitgliedschaft hatten es viel schwieriger, die Verfolgung durchzustehen, aber sie hatten auch viel mehr innere Kraft. Gerade in den Orten, wo sich aus Gemeinschaften Gemeinden gebildet hatten, konnte die Verfolgung am wenigsten Schaden anrichten.

Gemeinde ist mehr als Gemeinschaft.

*Johannes Dyck*

*Konrad Grebel gilt als Täufervater und somit als einer der wichtigsten Vertreter der Täuferbewegung. Er vollzog die erste Erwachsenentaufe in der Schweiz und gründete dadurch – gemeinsam mit Jörg Blaurock – die erste Täufergemeinde. Auch die Freikirchenbewegung ist auf Grebel und seine Glaubensgenossen zurückzuführen.*

## Konrad Grebel, Täufervater

### *Kindheit und Jugend*

Konrad Grebel wurde 1498 als zweites von sechs Kindern eines einflussreichen Eisenwarenhändlers, Jakob Grebel, geboren. Ein Jahr später wurde Jakob Grebel vom Zürcher Rat als Vogt von Grüningen, einer Landvogtei südöstlich von Zürich gelegen, eingesetzt. So verbrachte Konrad seine Kindheit im Schloss Grüningen, wo er einige Jahre später inhaftiert wurde.

Im schulfähigen Alter von sieben oder acht Jahren schickte Jakob Grebel seinen Sohn Konrad auf die berühmte Lateinschule Carolina in Zürich, nachdem die Familie selbst nach Zürich gezogen war. Berühmt war die Schule aber unter anderem wegen der Unbändigkeit der Jungen und der hohen Anzahl an Streitigkeiten zwischen ihnen. Nichtsdestotrotz befließigte sich Konrad der lateinischen Literatur, der Logik, der Rhetorik und der liturgischen Musik.

Im Oktober 1514, im Alter von sechzehn Jahren, ließ er sich an der Universität Basel immatrikulieren. Dort florierte der Humanismus christlicher Prägung, denn Erasmus von Rotterdam lebte zu der Zeit (1514-1521) in Basel, um seine Schriften drucken zu lassen. Ein weiterer Humanist, einer der prominentesten schweizerischen Humanisten, kam ebenfalls 1514 nach Basel: Heinrich Loriti, genannt Glarean. Dieser war Magister, und als solcher hatte er eine der privaten Studentenwohnheime zu beaufsichtigen, d.h. Vorlesungen zu halten, die Studenten bei ihren Studien zu begleiten und ihnen die Wichtigkeit derselben nahe zu legen. Grebel wählte das Wohnheim, das Glarean beaufsichtigte und war von letzterem sehr angetan.

Im Mai des darauf folgenden Jahres konnte Jakob Grebel, der ein äußerst habgieriger Mann war, was ihm später zum Verhängnis werden sollte, ein Stipendium von Kaiser Maximilian I. für seinen Sohn Konrad für die Dauer von vier Jahren erwerben und schickte ihn nach Wien, in das Zentrum des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. An der dortigen Universität lehrte ein anderer berühmter Schweizer: Joachim von Watt, genannt Vadian. Grebel gewann den humanistischen Universalgelehrten als Mentor und entwickelte ein enges Verhältnis zu ihm. Viele Informationen über das Leben und das Gedankengut Grebels sind uns nur noch aus den Briefwechseln zwischen Grebel und Vadian erhalten geblieben. Vadian nahm Grebel mit auf eine wissenschaftliche Expedition; sie bestiegen den Berg Pilatus, was als eine der ersten Bergbesteigungen zu wissenschaftlichen Zwecken gilt. Drei Jahre hatte

Grebel in Wien studiert, aber auch ausschweifend gelebt, denn Wien bot eine Menge an Abenteuern, bevor er im Juni 1518 gemeinsam mit Vadian Wien wegen des Ausbruchs der Pest in Richtung Schweiz verließ.

Grebels Vater konnte wiederum ein Stipendium für seinen Sohn erhalten, diesmal eines aus Frankreich, von König Franz I. Dieses Stipendium war zwar größer als das kaiserliche, aber – für Zürcher Bürger – illegal. Das war schließlich auch die Anschuldigung und Begründung für seine Enthauptung im Oktober 1526.

Konrad Grebel kam im Oktober 1518 nach Paris und blieb dort vier Semester lang. Glarean, sein Lieblingslehrer aus gemeinsamen Basler Zeiten, lehrte dort, und Konrad zog in das unter Glareans Aufsicht stehende Studentenwohnheim. Nach einigen Monaten jedoch eskalierte ein Streit zwischen den beiden ob der Wohnverhältnisse und beendete ihre Freundschaft jäh in einer handgreiflichen Auseinandersetzung. Auch in Paris führte Grebel ein ausschweifendes, abenteuerliches Leben, widmete sich im Gegensatz zu früheren Zeiten aber kaum noch dem Studium, so dass ihm sein Vater und Vadian, der inzwischen Konrads Schwester Dorothea geheiratet hatte, Verschwendung vorwarfen und ihn nach Hause beorderten.

### *Grebel und Zwinglis gemeinsamer Dienst*

Nach einigen Monaten kam Grebel dieser Aufforderung nach, nachdem er das Geld für die Reise zusammen hatte. Denn der Vater hatte ihm keines geschickt, was das Verhältnis zwischen Vater und Sohn nachhaltig schädigte. Die Heirat Konrads mit Barbara, die im Februar 1522 in Abwesenheit des Vaters stattfand, belastete das Verhältnis zusätzlich; die Herkunftsfamilie Barbaras entstammte nicht derselben sozialen Schicht wie die Konrads.

Konrad gab die Pläne eines weiteren Studiums auf und wollte als humanistischer Gelehrter, ähnlich wie Erasmus von Rotterdam in Basel, zur kulturellen Entwicklung seiner Heimat beitragen und somit sein Auskommen bestreiten. Da sich damit aber kaum Möglichkeiten des Verdienstes boten, arbeitete er gelegentlich im Eisenwarenhandel seines Vaters, oder fand einige Studenten, denen er Nachhilfe in den klassischen Philologien gab.

Grebel bewunderte den humanistischen Gelehrten Zwingli, den „Priester des Volks“, der in Zürich die Kirchenreform durchführte, indem er mit den mittel-

alterlichen Kirchenautoritäten brach. Er leitete täglich, außer sonntags, Treffen junger Gelehrter und Pfarrer, die klassische weltliche und christliche Literatur lasen und sich darüber austauschten. Er studierte die Bibel in ihren Originalsprachen, Hebräisch und Griechisch. Er predigte, die Kirche und das persönliche Christenleben müssten sich verändern und das Beispiel Christi und der Apostel nachahmen. Und er lehrte, die Taufe und das Abendmahl seien symbolisch zu interpretieren. Damit ging Zwingli in seinen Reformen weiter als Martin Luther, der die Taufe und das Abendmahl als Sakramente beibehalten hatte. Grebel erfreute sich aber auch der großen Wertschätzung Zwinglis. Dieses persönliche Verhältnis und das persönliche Bibelstudium führten im Frühjahr 1522 zur Umkehr in Grebels Leben und zur aktiven christlichen Jüngerschaft.

Die Briefe Grebels an Vadian von Anfang Juni 1523 spiegeln eine neue Haltung wider; die eines geduldigen gläubigen Christen, der bereit ist, die Misgunst der Eltern und die körperlichen Leiden – er litt seit seiner Wiener Zeit an Gelenkschmerzen – geduldig zu ertragen. Statt der humanistischen Schreibweise, mit Bezug auf die römischen Gottheiten und die griechischen Philosophen, bezog er sich nun mehr und mehr auf die Bibel und behandelte Fragen der Ethik und des Glaubens. Er versicherte seine Bereitschaft für den Kampf für das Evangelium und gegen die Feinde der evangelischen Lehre, zu denen er auch „die abergläubige Kirche der Bischöfe“ zählte.

In der Disputation vom 7. Juli 1522, die der Zürcher Rat einberief, um zwischen den Reformatoren um Zwingli und der katholischen Kirche die Streitpunkte zu entscheiden, führte Konrad Grebel die Fraktion der Reformatoren an. Diese Disputation endete ergebnislos.

In einer anderen Disputation – es ging unter anderem um Christus als alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, um das Fegefeuer und um die Eheschließung von Geistlichen – vom 29. Januar 1523, konnten sich jedoch die Reformatoren unter der Leitung Zwinglis, der hierfür 67 Thesen formulierte, auf Entscheidung des Zürcher Rates durchsetzen. Damit war die Reformation in Zürich offiziell eingeführt und etabliert.

### **Der Bruch mit Zwingli oder Die Frage nach der Trennung von Kirche und Staat**

Der Bruch Grebels mit Zwingli kam bei einer weiteren Disputation, im Oktober 1523. Auf den Wunsch Grebels und einiger anderer, Zwingli solle einen klaren Hinweis geben, wie die Messe abgeschafft werden solle, denn diese galt in der traditionellen Form als Abscheu vor Gott, antwortete Zwingli: „*Meine Herren [die Mitglieder des Rates] werden entscheiden, welche Regelungen in Zukunft hinsichtlich der Messe angewendet werden.*“ Diese Antwort brüskierte Grebel und einige andere. Denn sie vertraten die Ansicht, die auch Zwingli zuvor vertreten hatte, der Staat oder die weltliche Obrigkeit habe sich aus den Belangen der Kirche herauszuhalten. Zwingli bemühte sich anschließend,

seine Position zu rechtfertigen, aber der Riss zwischen den Reformationsanhängern war nicht mehr zu kitten. Die gegenseitige Entfremdung zwischen Zwingli und dem Rat auf der einen und Grebel und den Verfechtern seiner Position auf der anderen Seite vertiefte sich.

Grebel erstellte daraufhin einen Plan zur Kirchenreform, basierend auf seinen neuen Erkenntnissen über die Lehren des Neuen Testaments. Der wesentliche Unterschied zur bisherigen Zürcher Reformation bestand in der Freiwilligkeit der Kirchenmitgliedschaft. Trotzdem verfestigten sich die gegenseitigen Positionen; diese Auseinandersetzung führte schließlich für die zwinglischen Gemeinden zu den Staats- oder Landeskirchen und für die grebelschen zu den Freikirchen. Freilich war diese Trennung weder das Ziel der einen noch der anderen Seite. Beide wollten lediglich eine Rückkehr der Kirche zu der Gestalt, wie sie ihrem Verständnis nach den Lehren des Neuen Testaments entsprach. Das zeigen die verschiedenen Versuche der gegenseitigen Überzeugung der beiden sich entgegengesetzten Parteien. Nach den zahlreichen fruchtlosen Versuchen entschied sich Grebel jedoch offen und öffentlich Zwingli entgegenzuwirken. Denn er sah Parallelen zwischen den Reformatoren um Zwingli und den Führern Israels, die das Vertrauen auf Gott austauschten gegen das Vertrauen auf sich selbst und auf die Feinde Gottes:

„*Weh den abtrünnigen Söhnen, spricht der HERR, die ohne mich Pläne fassen und ohne meinen Geist Bündnisse eingehen, um eine Sünde auf die andere zu häufen.*“ (Jesaja 30,1)

### **Die weitere Entfremdung oder Die Frage nach der Kindertaufe**

Zu diesem Zeitpunkt spielte für Grebel die Frage der Kindertaufe noch keine bedeutende Rolle. Wilhelm Reublin, ein Priester aus Wytikon im Zürcher Stadtstaat, predigte jedoch schon 1524 gegen die Kindertaufe: „*Wenn ich ein Kind hätte, würde ich es nicht taufen lassen, bevor es zur Reife käme und selbst seine Pateneltern auswählen könnte.*“ Reublin war der erste Zürcher Priester, der gegen die Kindertaufe predigte. Später gewann auch für Grebel und seine Genossen dieses Thema an Bedeutung.

Da immer mehr Eltern im Gebiet Zürichs, insbesondere in Wytikon und Zollikon, ihre Kleinkinder nicht taufen ließen, veranstaltete der Zürcher Rat eine Disputation zur Frage der Kindertaufe für den 17. Januar 1525. Diese Disputation sollte eine endgültige Entscheidung über die Frage der Kindertaufe herbeiführen. Der entgegen gesetzte Fall trat ein; es war erst der Anfang der Auseinandersetzungen.

Grebel, Manz, Reublin und andere begründeten ihre Position damit, dass Kleinkinder keinen Glauben haben könnten und auch nicht verstehen könnten, was Taufe ist. Getauft sollten nur jene werden, die glauben, denen zuvor das Evangelium gepredigt worden ist, die es verstehen und selbst wünschen, den alten Adam zu begraben und in einem neuen Leben zu wandeln. „*Von all dem verstehen Kleinkinder nichts!*“

Zwingli und andere Pastoren argumentierten, „Taufe“ habe im Neuen Testament verschiedene Bedeutungen. So gebe es die innere Taufe des Glaubens und die äußere Wassertaufe. Die Taufe des Neuen Testaments entspreche der Beschneidung des Alten Testaments. Und daher müsse man die Kinder als äußeres Zeichen der Zugehörigkeit zum Volke Gottes taufen.

Am darauf folgenden Tag befahl der Rat allen Eltern, die ungetauften Kinder binnen Wochenfrist taufen zu lassen. Wer dem Befehl nicht Folge leistete, sollte verbannt werden. Drei Tage später verboten sie zusätzlich die Zusammenkünfte zwecks Gebets- und Bibelstudiums. Und man verbot Grebel und Manz, sich weiterhin zu diesem Thema zu äußern. Reublin und einige andere, die sich ebenfalls gegen die Kindertaufe stark gemacht hatten und keine Bürger Zürichs waren, wurden aus Zürich ausgewiesen.

### **Die Geburtsstunde der Täuferbewegung**

Mit diesem Verbot konfrontiert, mussten die Brüder, wie sich die Gruppe der fünfzehn Gläubigen um Grebel nannte, entscheiden, wie sie weiter vorzugehen hatten. Sie trafen sich heimlich und voller Angst am Abend des 21. Januar desselben Jahres, es war ein Samstag, in Manz' Elternhaus. Entweder sie beugten sich den Befehlen des Rates und der etablierten Kirche, dann müssten sie die privaten Bibelstudien einstellen und die Beaufsichtigung des Staates über die Kirche ebenso wie die Kindertaufe akzeptieren, oder sie gingen ihren eigenen Weg.

Voller Angst, aber, nachdem sie gemeinsam gebetet und die Bibel gelesen hatten, entschlossen, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, fielen sie erneut auf die Knie und flehten um Führung und Kraft bei Gott. Nach einiger Zeit des Betens und Flehens erhob sich Jörg Blaurock, ein ehemaliger Priester, und bat Konrad Grebel als den anerkannten Führer der Gruppe, ihn auf sein Bekenntnis zum Glauben hin zu taufen. Grebel tat es. Er nahm ein mit Wasser gefülltes Gefäß aus Manz' Küche, und goss, geeignete Stellen aus der Bibel zitierend, das Wasser auf den Kopf des wieder knieenden Blaurock. Daraufhin taufte Blaurock die anderen Anwesenden; einen jeden auf sein Bekenntnis des Glaubens hin. Anschließend ermutigten sie sich gegenseitig, fest im Glauben und im Dienst für das Evangelium zu bleiben.

Das war die Geburtsstunde des Täuferturns – oder Anabaptismus – und der Freikirchen gleichermaßen. Die Täufer selbst nannten sich zunächst nicht Täufer, sondern, wie schon erwähnt, Brüder. Die Bezeichnung „Täufer“ war ein später Versuch den Schmähbegriff „Wiedertäufer“, oder „Anabaptisten“, durch einen neutralen Begriff zu ersetzen.

Die Frage nach der Art der Taufe, also Besprengung oder Untertauchen, war zu dem Zeitpunkt noch nicht aufgetreten. Da die Brüder aber weiterhin bestrebt waren möglichst genau der Schrift zu folgen, entdeckten einige, dass die Bedeutung der Taufe im Neuen Testament ein gänzlich Untertauchen impliziere. Darüber hinaus beinhaltet das Untertauchen die Symbolik

der kompletten Überwindung durch Christus und der Übereinstimmung mit dem Sterben für die Sünde und der Auferstehung zu neuem Leben.

Wolfgang Ulimann, ein ehemaliger Mönch, der sich bekehrt hatte, war der erste, der die Untertauchtaufe empfing. Er besuchte Konrad Grebel in Schaffhausen. Grebel zog hierhin, um auch im Norden der Schweiz die Reformation nach seinem Schriftverständnis zu beeinflussen. Beim Spaziergang am Rheinufer bat Ulimann Grebel, ihn zu taufen. Er legte die Kleidung ab, stieg in den Rhein und ließ sich von Grebel unter die Wasseroberfläche senkend taufen. Einige Jahre später, 1528, wurde Ulimann, nachdem er trotz Verbotes und der Ausweisung aus St. Gall verschiedenen Täufergruppen gedient hatte, festgenommen und gemeinsam mit zehn anderen Männern enthauptet. Die Frauen, die ebenfalls bei dieser Gelegenheit ergriffen wurden, wurden wegen ihres Glaubens ertränkt.

### **Die Inhaftierung und die letzten Jahre**

Grebel war der erste von den Brüdern, der seine Heimatgemeinde verließ um andernorts, nämlich in Schaffhausen, seine Erkenntnisse weiterzugeben. Zunächst waren seine Bemühungen nicht sehr erfolgreich, bis, wie erwähnt, Ulimann sich taufen ließ. Ende März gingen sie nach St. Gall; dort predigten sie und leiteten Bibelstudien. An Palmsonntag taufte Grebel einige hundert Bekehrte im Fluss Sitter, direkt vor St. Gall. Die neue Bewegung breitete sich sehr schnell in der Stadt und in der Umgebung aus. Das missfiel der Staatsgewalt, die jedoch tolerant zu sein schien. Sie veranstalteten einige Disputationen. Da die Täufer jedoch nicht mit ihren Argumenten zu überzeugen waren, ergriffen sie härtere Maßnahmen. Sie verwiesen die fremden Führer des Landes. Darunter auch Eberli Bolt, der später in seiner Heimatstadt Lachen auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Er war der erste täuferische Märtyrer.

Nach einiger Zeit und über einige andere Stationen kehrte Grebel wieder zurück nach Grüningen, wo die Brüderbewegung ihren Anfang nahm. Er fand ein gut vorbereitetes Gebiet für die Täuferbewegung vor; die Grüninger Bürger verlangten, beeinflusst von der Reformation Zwinglis, mehr Autonomie. Sie ärgerten sich über die Steuern und andere Abgaben, die sie an Zürich zu zahlen hatten; eine Gruppe plünderte gar ein Kloster. Sie verlangten, ihre Pastoren selbst wählen zu dürfen und nicht von Zürich vorgeordnet zu bekommen. Ihre Forderungen wurden zurückgewiesen. Und so waren sie aufnahmebereit für die unpolitische, geistlich befreiende Botschaft der Täufer. Grebel predigte und lehrte dort drei Monate, bevor ihn seine Festnahme an der Fortführung seiner wahrscheinlich erfolgreichsten Arbeit hinderte.

Er und Blaurock wurden ins Verlies des Schlosses Grüningen, wo Grebel seine Kindheit verbracht hatte, als sein Vater der Vogt von Grüningen gewesen war, gesperrt. Später wurden sie ins Gefängnis in Zürich gebracht. Auch Felix Manz wurde schließlich festgenommen. Um das Problem des Täuferturns endgültig

tig zu lösen, initiierte der Grüninger Vogt Jörg Berger eine Disputation zwischen Zwingli und den anderen führenden Pastoren einerseits und Grebel, Manz und Blaurock andererseits. Die Streitgespräche dauerten drei Tage. Jede Partei wiederholte ihre bereits bekannten Argumente. Und der Zürcher Rat entschied, Zwingli und seine Partei hätten gesiegt. Grebel, Manz und Blaurock wurden erneut gefangen gesetzt. Den Winter über verbrachten sie Bibel lesend und die anderen Gefangenen ermutigend im Gefängnis. Im März 1526 wurde eine erneute Anhörung der Brüder angesetzt. Schließlich wurden sie zu lebenslanger Haft verurteilt, denn ein Mitglied des Zürcher Rates, Jakob Grebel, war gegen die Todesstrafe für die Täufer.

Die lebenslange Haft dauerte jedoch nur zwei Wochen an. Irgendjemand hatte – vielleicht absichtlich,

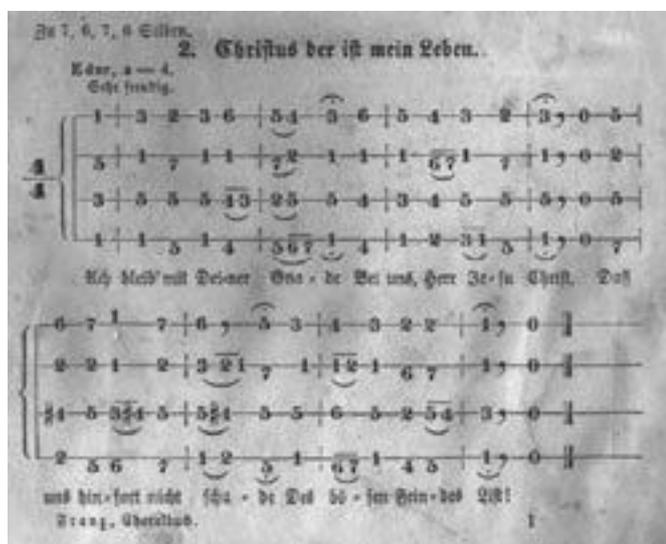
um den inhaftierten Täufern zu helfen – ein Fenster offen gelassen. Zunächst sträubten sich Grebel, Blaurock und Manz gegen die Idee der Flucht. Dann ergriffen sie dennoch die Gelegenheit und flüchteten. Grebel ging, nach einiger Zeit als Reiseprediger – er hatte kleine Gruppen und einzelne Täufer besucht und ermutigt – zu seiner ältesten Schwester in Maienfeld im heutigen Kanton Graubünden. Dort suchte er Erholung von seinen strapaziösen Reisen, denn seine Gelenkeleiden, die er noch aus der Wiener Zeit hatte, waren zunehmend schlimmer geworden.

Im Sommer 1526 starb Konrad Grebel 28jährig im Hause seiner Schwester an der Pest.

Johann Driediger

*Seit der Erweckungszeit nach dem 2. Weltkrieg haben die Chöre in den meisten deutschen Gemeinden in der Sowjetunion nach Ziffern gesungen – wie 30 Jahre zuvor. Damit wurde die bereits tot erklärte Tradition des Chorgesanges in den Gemeinden wiederbelebt.*

## Das Ziffernsystem der Mennoniten in Russland



Ein besonderes Merkmal der Mennoniten in Russland ist das Singen nach Ziffern, wovon das obige Lied „Christus der ist mein Leben“ aus dem *Choralbuch* von Heinrich Franz, erschienen 1860, ein Beispiel ist.

Als Musiker und Musikwissenschaftler bin ich immer wieder von mennonitischen Dirigenten und Sängern nach dem Ursprung des von Mennoniten benutzten Ziffernsystems sowie nach den Ursachen, wann, wo und warum es ursprünglich bei den Mennoniten eingeführt wurde, gefragt worden. Ich möchte versuchen, die Antworten auf diese Fragen zu erläutern.

### 1. Der Ursprung des Ziffernsystems

Der Gebrauch von Zahlen zur Notierung von Melodien stammt wahrscheinlich von den Arabern. Aus dem lateinischen Mittelalter sind keinerlei Schriftversuche mit Hilfe von Zahlen überliefert, wohl aber aus dem Orient. Die Araber haben als erste die Zahl zu Notationszwecken herangezogen, so belegt es zum Beispiel eine Handschrift aus dem 13. Jahrhundert, die sowohl das Tonmaterial als auch die Rhythmen durch Zahlen zum Ausdruck bringt.

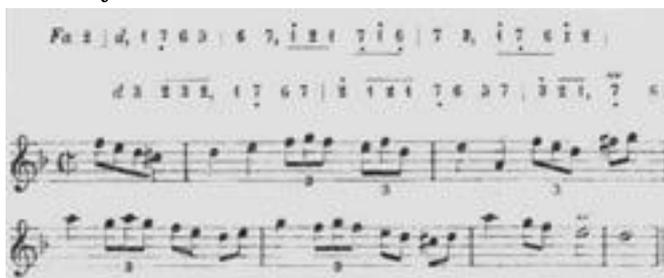
Von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts gibt es dann in Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland viele voneinander unabhängige Versuche, Gesänge mit Hilfe von Zahlen zu notieren: Pierre Davantes gebraucht die Ziffern 1 bis 9 (1560), Johannes Bontempi die Ziffern 1-19 (1650), Johann Stierlein die Zahlen 1-21 (1691), Johann A.P. Schulz beschränkt sich auf die Ziffern 1-9 (1791), u. a. m. (Siehe dazu: Johann Wolf, *Handbuch der Notationskunde*, Band II, Leipzig, 1919, s. 387 ff.)

In Beschränkung auf die ersten sieben Ziffern begegnet uns das Ziffernsystem zuerst in den Notationen von den Spaniern Vinegas de Hinestrosa und Antonio de Cabezon im 16. Jahrhundert; dann im 17. Jahrhundert bei dem Franzosen Jean Jacques Souhaitty, der offenbar von den Spaniern beeinflusst war. Diese verschiedenen Ziffern-Systeme hatten nirgends in der musikalischen Welt einen nachhaltigen Einfluss.

Der eigentliche Stammvater der Ziffersysteme, die im 19. Jahrhundert in Deutschland und Frankreich, dazu auch bei den Mennoniten in Russland gebraucht wurden, war der schweizerische Philosoph, Schriftsteller und Komponist **Jean-Jacques Rousseau** (1712-1778). Seit 1735 beschäftigte er sich mit dem Gedanken, die Töne mit Hilfe von Zahlen darzustellen. Dieser Versuch, das Erlernen der Musik zu vereinfachen, wuchs aus seiner eigenen kurzen Erfahrung als Musiklehrer sowie seinen eigenen Schwierigkeiten im Lernen des Notenlesens. Sein Ziel war nicht, große Oratorien oder Opern mit Hilfe der Ziffern aufzuführen, sondern lediglich Schulkindern das Singen einfacher Melodien beizubringen. Am 22. August 1742 las er vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris sein *Projet concernant de nouveaux signes pour la musique* (Projekt betreffend der neuen Zeichen für die Musik). Die Akademie reagierte wohlwollend, aber nicht enthusiastisch über die neue Art der Notenschrift. Von Berufsmusikern und Komponisten, so wie Jean Philippe Rameau, wurde das System mangels Übersichtlichkeit für den Zweck schneller Ausführung entschieden abgelehnt.

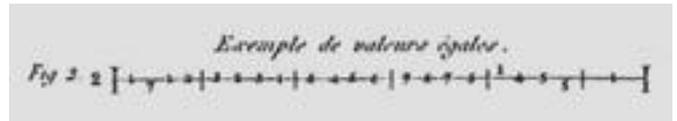
Aber Rousseau gab nicht nach. Im nächsten Jahr erschien seine *Dissertation sur la musique moderne* (Dissertation über die moderne Musik), in der er versuchte, sein Ziffersystem weiter zu erklären und zu verteidigen. Mehr als 20 Jahre später gab er wiederum eine kurze Erklärung und Verteidigung des Ziffersystems in seinem *Dictionnaire de musique* (1767). Alle seine Versuche schlugen jedoch fehl; das Ziffersystem, welches er mit viel Begeisterung forderte, fand erst 30 bis 40 Jahre nach seinem Tode weite Verbreitung in Frankreich und Deutschland.

An dieser Stelle kann ich sein System nicht eingehend beschreiben, sondern nur ein Beispiel bringen, das die wesentlichen Merkmale desselben zeigt – man sieht aber sofort, dass dieses Rousseau'sche System wenig Ähnlichkeit mit dem späteren mennonitischen Ziffersystem hat.



Rousseau benutzte Punkte unter oder über einer Ziffer, um Oktavwechsel zu bezeichnen; chromatische Alteration wird durch Durchstreichung der Zahl gekennzeichnet; das Komma teilt den Takt in zwei gleiche Hälften. Dieses System war nur dazu geeignet, einfache Melodien zu notieren.

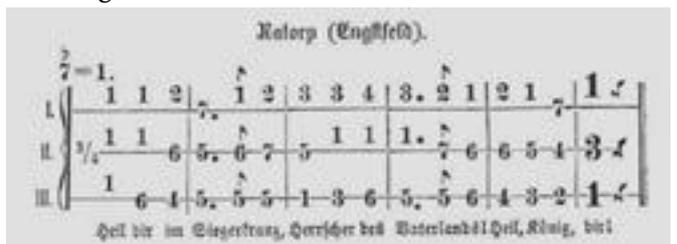
In seinem *Dictionnaire de musique* (1767) brachte er eine zweite Methode, die für große und kunstvoll gefügte Sätze zu benutzen war. Sie ging von einer mittleren Oktave aus, deren entsprechende Zahlen auf eine Linie gesetzt wurden. Töne der höheren Oktave wurden über die Linie, die der tieferen Oktave darunter gestellt.



Die erste Rousseau'sche Methode wurde 1817 in Frankreich durch den Mathematiker Pierre Galin (1786-1822) aufgegriffen und von dem Arzt Emile Chev e und seinem Schwager Aim e Paris weiter geführt. Das **Galin-Chev e-Paris System** wurde nicht nur in den Schulen Frankreichs benutzt, sondern fand auch in Deutschland und sogar in Russland Anhänger, unter anderem auch Leo Tolstoi.



In Deutschland wurde meistens die zweite Rousseau'sche Methode benutzt und weiter entwickelt, besonders durch **Bernhard Christoph Ludwig Natorp** (1774-1846). Im Jahr 1809 wurde Natorp von dem preußischen Bildungsminister Wilhelm von Humboldt nach Potsdam berufen und mit der Aufgabe beauftragt, „die Schulen der Kurmark zu einem solchen Grade der Güte und Vollkommenheit [zu] bringen, dass sie denen der anderen Provinzen zum Muster und zur Nachbildung dienen...“ Humboldt war von den pädagogischen Schriften Natorps tief beeindruckt: sein pädagogisches Ziel, ähnlich wie Pestalozzi, war „das Menschliche im Menschen zu erwecken, oder den Menschen zur Humanität zu bilden“. Der Gesang spielte in der Erfüllung dieses Ziels eine wichtige Rolle. 1813 erschien seine *Anleitung zur Unterweisung im Singen* und 1816 sein *Lehrb uchlein der Singekunst in 2 Kursen*. Diese Bücher bildeten Jahre lang den Grund der Lehrerausbildung in den Preußischen Lehrerseminaren. Hier als Beispiel das Lied „Heil dir im Siegerkranz“, welches man mit dem gleichen Lied im Galin-Chev e-Paris-System vergleichen kann.



Das Natorp'sche System unterscheidet sich von Galin neben der Verwendung nur einer Linie zur Darstellung der Tonhöhen auch darin, dass längere Noten, zum Beispiel die „1“ im 6. Takt, bei Natorp groß ge-

schrieben werden, während bei Galin im selben Takt ein Punkt zur Verlängerung der Note dient; für Achtelnoten sowie Pausen benutzt Natorp die gewöhnlichen Zeichen der Notenschrift, während Galin Achtelnoten durch einen kurzen Strich über der Zahl und Pausen mit einer ‚0‘ bezeichnet.

Das Natorp'sche System fand breite Annahme in den Schulen Preußens, sowie in anderen deutschen Ländern. Es gab aber von Ort zu Ort mehrfache Variationen und kleine Änderungen in dessen Ziffernsystem.

Wenn man nun die Beispiele von Natorp und Galin-Chevé-Paris mit dem Choral „Christus der ist mein Leben“ aus dem Franz'schen *Choralbuch* vergleicht, merkt man bei den Russlandmennoniten eine Mischung von deutschen (Natorp), französischen (Galin) und eigenen Elementen: die Ziffern werden nach der Linien-Methode verwendet (Natorp), Achtelnoten sowie Pausen dagegen werden nach dem französischen Modell gebraucht. Längere Noten werden weder groß geschrieben (wie bei Natorp) noch mit Punkten versehen (wie bei Galin), sondern mit einem Komma gekennzeichnet.

Es war mir lange ein Rätsel, ob das mennonitische System eine eigene Erfindung oder von irgendjemand geborgt war. Jahre lang verglich ich das Franz'sche *Choralbuch* mit anderen deutschen Choralbüchern aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bis ich endlich 1995 die vermutliche Quelle des mennonitischen Systems in der Staatsbibliothek in Berlin fand:

*Jacob Jos. Behrendt, Sammlung ein- zwei- drei- und vierstimmiger Kirchen- und Schullieder. Motetten, Intonationen, Choräle, Liturgien, Chöre, Meß, Vesper und anderer geistlichen Lieder auf alle Festtage im Jahre, mit deutschen, polnischen und lateinischen Texten. Von vorzüglichen Componisten zunächst für Volksschulen und Seminarien gesammelt nach Ziffern und Noten eingerichtet und in zwei Theilen herausgegeben von Jacob Joseph Behrendt – Lehrer am Königlichen Schullehrerseminar zu Graudenz. Glogau, 1827.*

Wie man im Titel des Buches lesen kann, war Jacob Behrendt Lehrer am Königlichen Schullehrerseminar zu Graudenz. In dieser Zeit hatten auch die mennonitischen Lehrer, welche das Ziffernsystem in den Schulen der Russland Mennoniten einführten, nämlich Tobias

Voth, Friedrich Wilhelm Lange und Heinrich Franz, enge Beziehungen zu Graudenz. Ob nun das mennonitische Ziffernsystem direkt von Behrendt oder gemeinsam mit ihm von einer älteren Quelle abgeleitet ist, ist nicht eindeutig sicher. Aber ich habe bis jetzt noch keine ältere Quelle gefunden, die dem mennonitischen Ziffernsystem so sehr ähnelt. Als Beispiel gebe ich einen Teil vom „Ersten Meßgesang“ aus dieser Sammlung.

Wie wir schon im mennonitischen System merkten, benutzt Behrendt (gleich Galin) kurze Striche über der Zahl um Achtel- und Sechzehntelnoten zu kennzeichnen. Im vierten Takt wird auch ein Komma benutzt, um die Ziffer zur halben Note zu verlängern. Der einzige Unterschied zum mennonitischen System ist der, dass die Pausen, wie bei Natorp, durch die gewöhnlichen Zeichen des Notensystems bezeichnet werden.

## 2. Wann wurde das Ziffernsystem eingeführt?

Das Ziffernsystem wurde in Russland meines Wissens durch den Lehrer Tobias Voth (1791-ca.1850) in der Vereinsschule zu Ohrloff, Molotschna (siehe *Rückblick* Nr. 2, S. 12) eingeführt. Voth hatte in Preußen die Lehrprüfung bestanden und eine Zeit lang als Schullehrer in seinem Heimatdorf Brenkenhofswalde (1807-12) und später als Kantor und Lehrer in Soldin (Brandenburg, 1812-14) und in Königsberg (Neumark, 1814-20) gedient. Im damaligen Preußen war es üblich, dass der Schullehrer zu gleicher Zeit auch das Amt des Kantors in der örtlichen evangelischen Gemeinde erfüllte.

In den Jahren, als Tobias Voth in den Volksschulen von Brandenburg-Neumark unterrichtete, war Natorp für das Schulwesen in diesen Provinzen verantwortlich. In dieser Zeit erschienen die zwei Teile seiner *Anleitung zur Unterweisung im Singen*, sein *Lehrbüchlein der Singkunst*, und die *Singfibel* (1820). Man kann annehmen, dass Tobias Voth sowie Friedrich Wilhelm Lange und Heinrich Franz, die alle in der Provinz Brandenburg gelebt und unterrichtet hatten, diese Bücher kannten.

Voth blieb bis 1820 in Königsberg (Neumark), nahm dann zeitweilig eine Lehrstelle in der mennonitischen

**Erster Meßgesang.**  
Zum Eingange der h. Messe.

Adagio.

B. 1. Sie werfen und bar mir den, vor dir, Gott Sa - da - ach! Er - hö - re un - fre  
B. 2. Den Log der Je - su Zei - gen, beim Leg - ten W - hend - mahl, im - dem er - wolt - te  
B. 3. Er sprach: Nehmt hin und es - set! Dies ist mein Fleisch und Blut, da - mit ihr nicht ver -  
B. 4. O Herr! dieß D - pfer stel - ge zu die mit Erhöhte - rach, da - mit dein Herz sich

Dorfschule in Komrau und danach an der Bürgerschule in Graudenz an. Ich nehme an, dass er hier – wenn nicht schon früher – die Variante des Ziffernsystems, wie wir sie bei Behrendt finden, kennen lernte.

1822 wurde Voth eingeladen, die Lehrstelle an der neuen Vereinsschule in Ohrloff, Molotschna, zu übernehmen. Hier diente er sieben Jahre lang und unterrichtete, nach eigenen Angaben, die Lehrgegenstände „Religion, Biblische Geschichte, Lesen, Schönschreiben, Rechnen, Deutsche Grammatik und Gesang nach Zahlen oder Noten, und zwar Kirchenmelodien“.

Dieser Hinweis auf den Gebrauch von „Zahlen“ zum Singen ist der erste dieser Art unter den Russland Mennoniten. Für diesen musikalisch begabten Mann war das Singen eine wichtige Sache. Über seine Arbeit in Ohrloff schrieb er: „Durch meine Arbeit – durch vieles Reden und Singen, ist meine Gesundheit geschwächt, meine Brust schwach geworden und muss oft Schmerzen leiden.“

1829 verließ Voth aus verschiedenen Gründen die Ohrloffer Vereinsschule, unterrichtete zeitweilig in Schönwiese, verließ dann etwa 1832 endgültig die Mennonitenkolonien und fristete ein elendes Dasein bis zu seinem Tode (etwa 1850) in Berdiansk. Aber wie P.M. Friesen schreibt, ist Voths Lebenssaat „nicht erstorben“. Seine ehemaligen Schüler in Ohrloff „leiteten von ihm ihre ersten unauslöschlichen christlichen Eindrücke und ihre Liebe für Bildung und Kultur ab“ und sangen gerne bis ins hohe Alter Voths Lieder.

Dennoch war es Voths zwanzig Jahre jüngerer Kollege Heinrich Franz (1812-1889), der die Anerkennung für das Einführen des Ziffernsystems empfing. Franz erhielt seine Lehrerausbildung bei Friedrich Wilhelm Lange an der mennonitischen Privatschule in Rodloferhuben. Lange stammte auch aus Brenkenhofswalde und war früher längere Zeit in Graudenz Lehrer gewesen. Ich vermute, dass er hier dasselbe Ziffernsystem wie Behrendt erlernt oder von Behrendt selbst erlernt hatte und es seinem Schüler Heinrich Franz weitergab. Franz bestand 1832 mit 19 Jahren das preußische Lehrereexamen, unterrichtete mehrere Jahre in Brenkenhofswalde und zog dann 1834-35 mit der Gemeinde nach Russland, wo sie in der Molotschna-Kolonie das Dorf Gnadenfeld gründeten. Es war hier in der Dorfschule zu Gnadenfeld, wo Heinrich Franz das Singen nach Ziffern einführte.

Wenige Jahre später, am 26. Januar 1846, erließ Johann Cornies eine Vorschrift zur Regelung des ganzen mennonitischen Schulwesens durch Anfertigung eines zweckmäßigen Lehrplanes. Unter den Unterrichtsgegenständen erwähnte er unter Nr. 7 das „Singen nach Zahlen aus dem Kirchengesangbuche“. Das Singen nach Ziffern wurde nun zum Leitsatz aller mennonitischen Schulen in Russland.

### **3. Warum wurde das Ziffernsystem bei den Mennoniten in Russland eingeführt?**

Ganz einfach gesagt, um den Gemeindegesang zu heben! Im Vorwort seines 1860 erschienenen Choralbuches schreibt Heinrich Franz: „Dass der heilige Gesang

aber, wenn er – wie dies seit langer Zeit nur geschah – bloß nach dem Gehör fortgepflanzt wird, an seiner Schönheit, Reinheit und Richtigkeit ungemein verliere, bedarf keines Beweises – die Erfahrung lehrt es. Um nun nach Kräften in meinem schwachen Theile dazu beizutragen, dass der Gesang zunächst in meiner Schule und durch dieselbe endlich auch in den gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinde, in welcher ich als Lehrer angestellt war, seine ursprüngliche Reinheit und Gleichförmigkeit wieder erhalte, ordnete ich bereits im Jahre 1837 sämtliche Lieder unsers Kirchengesangbuches nach ihrem Versmaße und sammelte, in Gemeinschaft eines theuern Freundes und Kenners des geistlichen Gesanges [gemeint ist sein ehemaliger Lehrer, Ältester Friedrich Wilhelm Lange] die dazu erforderlichen Melodien, welche damals alle nur einstimmig aufgesetzt wurden“.

In seinen Bemühungen, die „Schönheit, Reinheit und Richtigkeit“ der Choralmelodien und des Gemeindegesangs durch seine Schüler wiederherzustellen, spiegelt Heinrich Franz die Ideen und Ideale von Natorp und anderen deutschen Pädagogen und Kirchenlehrern seiner Zeit wider.

1817 hatte Natorp in seiner Abhandlung *Über den Gesang in den Kirchen der Protestanten* geschrieben: „Das Singen, wie man es gemeinlich in unseren mehren Kirchen hört, ist kaum ein Singen zu nennen... Viele Melodien werden von den Gemeinden nicht mit der gehörigen Geläufigkeit gesungen. Man tappt unsicher nach der Melodie und der eine singt dem andern die Töne nach. Man verzerrt sehr häufig die Melodien. Man bleibt nicht bestimmt in der Stimme der Melodie und man verschnörkelt die Töne. Man vernachlässigt beim Singen die musikalische Interpunction und das Metrum.“

Natorps Worte könnten genau so gut zu dem Gemeindegesang der Russlandmennoniten passen, wie man aus der Beschreibung von Jakob A. Klassen, einem beliebten Lehrer an der Mädchenschule in Chortitza, lesen kann, der folgende Erinnerung aus seiner Jugend wiedergibt: „Endlos lange Gesangbuchlieder wurden von den Vorsängern der andächtigen Gemeinde angestimmt und mit vielen Schnörkeln und Verzierungen, die aber die Melodie gänzlich bis zur Unkenntlichkeit entstellten, ausgeführt, und es war mir rein unmöglich, trotz meines guten Gehörs eine dieser sonderbaren Melodien im Gedächtnis zu behalten“.

Diese „langsame Weise“ (oder „Ole Wies“ auf Plattdeutsch) wurde von vielen Lehrern und anderen „fortschrittlich“ Denkenden bedauert, aber die meisten Gemeindeglieder waren wahrscheinlich damit zufrieden. Es hat Jahre gedauert, bis sich der „Zifferngesang“ in den Gemeinden durchgesetzt hat, und das nicht ohne Widerstreben vieler Gemeindeglieder.

In seiner kurzen handschriftlichen *Geschichte unserer Mennoniten-Brüder*, verfasst Anfang der 1860er Jahre, schreibt Heinrich Heese: „für einen melodischen Gesang scheint [im Chortitzer Gebiet] noch kein Geschmack zu sein. Auf unsere Centralschule müssen wir unsere Hoffnung setzen ...“ Heinrich Franz war 1846 bis 1858 Lehrer an der Chortitzer Zentralschule.

Die von Heinrich Franz nach Ziffern notierten Chormelodien wurden jahrelang von Lehrern und Schülern in Schönschreibeheften abgeschrieben, so zum Beispiel das Manuskript eines unbekannten Schülers aus dem Jahre 1856, mit dem Lied „Ringe recht, wenn Gottes Gnade“.

Franz und andere leitende Persönlichkeiten erkannten aber: „Durch das oftmalige Abschreiben dieses Choralbuches von Schülern würden die Melodien jedoch nach und nach wieder entstellt werden ... so wird es nunmehr als ein Bedürfnis erkannt, dieses Choralbuch durch den Druck zu vervielfachen und es alsdann für den Gesangunterricht aber in den Schulen einzuführen“. Im Jahre 1852 wurde Heinrich Franz vom Baron von Rosen, dem Vorsitzenden des Fürsorgekomitees, beauftragt, sein Choralbuch drucken zu lassen.

Franz erkannte aber mit Recht: „Je tüchtiger der Gesangunterricht aber in den Schulen wird betrieben werden, desto eher wird der Wunsch nach einem harmonischen, mehrstimmigen Choralgesang rege werden... Um diesem Wunsche zu begegnen erscheinen sämtliche Melodien in diesem Choralbuche vierstimmig“.

Das Franz'sche *Choralbuch* wurde dann endlich 1860 in vierstimmiger Fassung herausgegeben. 1865 erschien eine „einstimmige Melodien Ausgabe“ für den Schulgebrauch. Eine zweite Auflage des vierstimmigen Choralbuches erschien 1880.

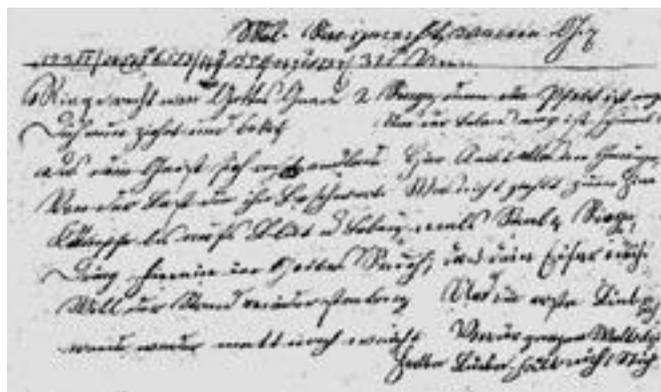
Das *Choralbuch* hat also nicht nur den einstimmigen Gemeindegesang sondern auch den mehrstimmigen Chorgesang gefördert. Sein Schüler Heinrich A. Ediger schreibt dazu: „Der vierstimmige Gesang, besonders der Choräle, wurde von ihm eifrigst gepflegt, und hauptsächlich Lehrer Franz ist es zu verdanken, dass der monotone, schleppende Kirchengesang frische Gestaltung erhielt, was wesentlich zur gottesdienstlichen Erbauung beitrug“.

P.M. Friesen schreibt 1910 noch, „Sein [Franz'] ‚Choralbuch‘ in Ziffern hat den geistlichen Gesang der russländischen Mennoniten umgeschaffen und beherrscht denselben noch heute wesentlich“.

#### 4. Warum wurde so lange an dem Ziffernsystem festgehalten?

Nach dem Erscheinen des neuen mennonitischen Gesangbuches (1892) wurde das Franz'sche *Choralbuch* endlich 1897 mit dem Erscheinen des Neufeld-Wiens *Choralbuch* (2. Auflage, 1902, 3. Auflage, 1910) durch dieses ersetzt. Ein neues *Choralbuch* erschien noch 1914 kurz vor dem Ersten Weltkrieg, konnte sich aber nicht mehr durchsetzen.

Dazu erschienen in den Jahren 1883-1915 siebzehn Chor-Sammlungen (darunter *Chorgesänge*, 1883; *Liederstrauß*, 1886; *Sängerfreund*, 1889; *Liederperlen*, 9 Bände von 1891-1915; *Liederalbum*, 1914, u. a. m.) und es wurden auch 3 Schul-, bzw. Sonntagsschulbü-



Lied „Ringe recht, wenn Gottes Gnade“. Manuskript eines unbekannten Schülers, 1856

cher für Kinder (*Liedersammlung*, 1896; *Kinder-Harfe*, 1902; *Sangesblüten*, 1914) herausgegeben – alle mit Ziffernnotation.

In den Jahren nach der Revolution 1917 wurden in Russland nur vereinzelte Lieder in der Zeitschrift „Unser Blatt“ gedruckt, sonst wurden Lieder und Chorgesänge nur noch handschriftlich weitergegeben.

Bei den Nachkommen der Russlandmennoniten hier in Deutschland, sowie in Nord- und Süd-Amerika wurde das Ziffernsystem weiter benutzt und wird heute noch zum Teil im Gemeindegesang und Chorgesang gepflegt. Warum?

Es mag sein, dass man mit Ziffern Lieder einfacher und schneller als mit Noten abschreiben kann, denn man braucht nur einen anstelle von fünf Strichen zu ziehen.

Es mag auch daher kommen, dass man mit dem einzigartigen mennonitischen Ziffernsystem alles notieren konnte, was man bisher gebraucht hatte: von einem einfachen Choral oder Evangeliumslied bis hin zum großen „Halleluja“ aus Händels *Messias*, welches Ende 1896 in den *Liederperlen* Band II erstmals in Ziffern erschien.

Mennoniten haben auch seit jeher eine gewisse Scheu vor Neuerungen gehabt, und es mag sein, dass diese dabei eine Rolle gespielt hat. Ich weiß, dass dies bei uns in Kanada der Fall war als in den 1930er und 40er Jahren etliche Dirigenten die Notenschrift einführen wollten.

Durch Ziffern wurden sie auch von der „Welt“ – so gleich von der Welt der Konzertmusik wie von der Populärmusik – abgesondert. Alle Lieder die [in Notensammlungen] von „außen“ kamen, wurden erst von den Dirigenten, die meistens auch Lehrer oder Prediger der Gemeinde waren, überprüft. Das ‚Gute‘ wurde genommen und in Ziffern übersetzt; das, was nicht zu dem mennonitischen Glauben passte, wurde einfach vermieden. Dadurch hat sich in den mennonitischen Gemeinden und Sängerkhören im Laufe der Jahre ein eigenes, mennonitisches Repertoire entwickelt, welches dann von Russland nach Nord-Amerika, Süd-Amerika und nun nach Deutschland weitergepflanzt wurde.

Dr. Peter Letkemann

*Die Mennoniten Russlands hatten als Glaubensgemeinschaft ein eigenständiges Bildungswesen entwickelt, das zu dem Kern ihrer Existenz gehörte und ihr Wesen prägte. Nach der Oktoberrevolution 1917 wurde es zerstört, weil es zu dem Erhalt des Glaubens beigetragen hat.*

## Das Bildungswesen der Mennoniten in Russland nach dem Oktoberumsturz von 1917

Die Mennoniten in Russland hatten sich bis zum Ersten Weltkrieg ein differenziertes, komplexes eigenes Bildungswesen mit hohem Niveau geschaffen. Es gliederte sich in drei Stufen:

1. Die Dorf- oder Elementarschule, die es in jedem mennonitischen Dorfe gab. Optisch konnte man sie sofort daran erkennen, dass ihr Gebäude quer zur Straße mitten im Dorf stand.

2. Die zweite Stufe war die sogenannte Zentralschule. So nannten die Mennoniten ihre höheren Mittelpunktschulen. Im Jahre 1914 gab es 25 solcher mennonitischer Zentralschulen in den Hauptzentren der mennonitischen Siedlungsgebiete.

3. Die Kommerzschule, die den Lehrstoff eines Realgymnasiums für Jungen vermittelte und dessen Abschluss zum Hochschulstudium in Russland und in Deutschland berechnete. Daneben gab es die höhere Mädchenschule, die auch die Hochschulreife vermittelte. Um den Lehrernachwuchs für diese Schulen aus eigenen Kreisen heranzubilden, wurden mennonitische Lehrerseminare gegründet. Die weiterführenden Schulen, besonders die Lehrerseminare, hatten für die Mennoniten eine weit größere Bedeutung als für die anderen deutschen Kolonien. Dies wird besonders deutlich in einer Stellungnahme des Molotschnaer Kirchenkonventes, die abgegeben wurde, als die russischen Behörden den mennonitischen „Kursus für Lehreraspiranten“ auch für die benachbarte lutherische Kolonie Prischib zugänglich machen wollten.

Dies war die Situation auf dem Bildungssektor am Vorabend des Ersten Weltkrieges.

### Oktoberumsturz von 1917

Schon sehr bald nach der Februarrevolution von 1917 trat vom 6. bis 8. Juni 1917 in Halbstadt die Allgemeine Konferenz der Mennonitengemeinden in Russland zusammen. Auf dieser Konferenz wurden u. a. die Leitlinien für das Schulwesen unter den neuen, veränderten politischen Verhältnissen im Lande fest gelegt. Es sollte eine eigene „Organisationsversammlung“ gegründet werden, welche sich mit der „Reorganisation der Schulen in das allgemeine, sprich in das landesweite Schulnetz“ befassen sollte. Dies bedeutete:

1. Die Bereitschaft der Mennoniten, in Russland unter den neuen politischen Verhältnissen ihr eigenständiges Bildungssystem in das staatliche zu integrieren. Die Landessprache sollte einen ihr gebührenden Platz

in dieser Schule haben. Man kann von einem gewissen Vertrauen in die neue Regierung sprechen.

2. Die klare Aussage für ein eigenständiges Bildungswesen, welches nach wie vor getragen sein sollte von den drei Säulen: (mennonitische) Kirche – Gesellschaft – Familie.

Der Oktoberumsturz, durch welchen die Bolschewiki die Macht im Lande an sich rissen, veränderte auch die Bildungspolitik grundlegend.

Zu den ersten Dekreten, die die Bolschewiki erließen, gehörte das Dekret vom 21.1.1918 über die Trennung der Kirche vom Staat und die Trennung der Schule von der Kirche.

Für die Mennoniten hatte dieses Dekret kaum eine Bedeutung: die Kirche war keine Staatskirche, sie war eine Freikirche. Die Schule war keine Kirchenschule; sie wurde von der Gesellschaft getragen und beaufsichtigt.

Weitaus wichtiger war das Dekret vom 16.10.1918, welches das künftige Schulwesen der Sowjetischen Föderativen Republik regelte. Danach wurde die Einheits-Arbeitsschule (jedinaja trudowaja schkola) als einziger Schultyp eingeführt; alle bisherigen Schulsysteme wurden abgeschafft.

Als die Bolschewiki an die Macht kamen, besaßen sie weder konkrete Pläne, noch detailliert ausgearbeitete Vorstellungen von der Umgestaltung des bisherigen Bildungswesens. Lunatscharskij, bis 1928 Volkskommissar für Bildungswesen in der bolschewistischen Regierung, schrieb in den letzten Jahren seiner Amtszeit: *„Niemand hat damals gewusst, wie man – nicht nur in Details, sondern auch in vielen wichtigen Dingen – die notwendige völlige Neuordnung des Bildungswesens durchführen sollte.“*

Wir können hier nicht auf die Richtungskämpfe eingehen, welche in den Jahren nach der bolschewistischen Machtergreifung bezüglich der Bildungs- und Kulturpolitik tobten. Die bildungspolitischen Grundsätze stehen im Parteiprogramm der Kommunistischen Partei Russlands (Bolschewiki), das vom 8. Parteikongress im März 1918 angenommen wurde. Die wichtigsten Punkte dieses Programms lauten:

1. *Allgemeine und polytechnische Bildung sowie Verbindung von Unterricht und Produktionsarbeit für alle Kinder und Jugendlichen bis zum 17. Lebensjahr;*

2. *Schaffung eines breiten Netzes von Vorschuleinrichtungen „zum Zwecke der Verbesserung der gesell-*

*schaftlichen Erziehung und der Emanzipation der Frau“;*

3. *Ausbau der beruflichen Ausbildung und Errichtung zahlreicher außerschulischer Bildungseinrichtungen für Erwachsene;*

4. *Eröffnung eines breiten Zuganges zu den Hochschulen, besonders für die Arbeiter.*

Man machte sich gleich nach dem Oktoberumsturz daran, die alte Schule völlig aufzulösen, ohne jedoch etwas Neues an ihre Stelle setzen zu können. Die Kluft zwischen Utopie und Wirklichkeit war niemals größer als in diesen verworrenen Jahren. Die Ernüchterung setzte dann 1930/31 ein: eine Kehrtwende von 180 Grad war die Folge.

Zunächst profitierten die mennonitischen Schulen von dem Kampf zwischen den anarcho-kommunistischen Theoretikern, die den „Tod der alten Schule“ kategorisch forderten, und den gemäßigten Reformern, die eine radikale Beseitigung des bislang bestehenden Schulsystems vermeiden wollten.

### **Mennoniten und die bolschewistische Bildungspolitik**

Wie verhielten sich die Mennoniten in Bezug auf die Bildungspolitik der Bolschewiki? Zunächst stellten sie sich nicht grundsätzlich gegen jegliche Reformen im Bildungssektor.

Noch 1924 richtete die Bundeskonferenz der Mennonitengemeinden in Russland ein Memorandum an die Sowjetregierung, in welchem sie u. a. die folgenden Forderungen erhob, bzw. um Klärung der aufgeführten Punkte bat:

1. *Unbehinderte religiöse Versammlungen und Besprechungen in Kirchen und Privathäusern für Groß und Klein;*

2. *Ungehindert speziell für Kinder und Jugend verschiedene religiöse Versammlungen, Chöre, Unterricht in Religion und Glaubenslehre in den in Par. 1. benannten Räumen zu veranstalten;*

3. *Die Gründung von mennonitischen Kinderheimen mit christlicher Erziehung; [...]*

7. *Die Schule als neutrales Gebiet anzuerkennen, weder religiös noch antireligiös, ausschließlich für die Wissenschaft. Ebenso enthalten die Lehrer sich jeglicher Propaganda und in der freien Zeit verfügen sie persönlich über ihr Privatleben.*

Man sieht, dass man sich von mennonitischer Seite doch noch eine gewisse Hoffnung machte, mit den bolschewistischen Machthabern zu einem *modus vivendi*, d. h. zu einer Verständigung zu kommen. Andererseits schauten Männer, die sich von Berufs wegen mit der kommunistischen Schulpolitik auseinandersetzen mussten, mit großer Skepsis in die Zukunft.

Sawatzky, ein mennonitischer Lehrer, der in der Gouvernementsverwaltung in Dnjeppetrowsk als Leiter der deutschen Abteilung tätig war, schrieb 1922:

*Ich bin ein eifriger Anhänger neuer Erziehungsmethoden, aber ich muss feststellen, dass die Einführung der neuen Einheitsschule den Ruin des Bildungswesens in Russland und in den deutschen Kolonien*

*bedeutet... Eine Privatschule (d.h. ein eigenständiges Bildungswesen – G.H.) wird bei uns nicht mehr existieren. Der Staat kann und wird von seinen Forderungen auf dem Gebiet des Bildungswesens nicht abgehen ... Der Staat wird einer religiösen Erziehung immer große Hindernisse in den Weg legen. Die Erziehung wird auf Grundlagen gestellt, die den mennonitischen Erziehungsprinzipien entgegenstehen und die ganze Existenz des Mennonitentums in Frage stellen. Das konfessionelle Band, das die Mennoniten noch zusammenhalten könnte, schwindet und kann legal nicht aufrecht gehalten werden.*

Wie weit blickend Sawatzky war, hat die spätere Entwicklung des Bildungswesens der Mennoniten gezeigt.

### **Mennonitisches Bildungswesen und der All-Russische Landwirtschaftliche Verein**

Die mennonitischen Schulen waren erstaunlicherweise von der geplanten Umgestaltung des Bildungssystems zunächst nicht betroffen, wenn wir vom Verbot des Religionsunterrichtes absehen wollen.

Dafür, dass die mennonitischen Schulen im Großen und Ganzen bis etwa 1927/28 intakt blieben, gibt es m. E. zwei Gründe:

1. Die Mennoniten verfügten über eigene, gut ausgebildete Lehrer, die fest in die Struktur der mennonitischen Glaubensgesellschaft eingegliedert waren. Die Sowjetregierung hingegen hatte damals noch nicht genügend Lehrer, die bereit und fähig gewesen waren, das neue Bildungskonzept in ihrer schulischen Tätigkeit umzusetzen.



Die ehemalige Mädchenschule in Chortitza erfüllt heute noch ihren Zweck. Ansicht vom Schulhof. Foto 2004

2. Die Gründung des All-Russischen Landwirtschaftlichen Vereins im Jahre 1922.

Das Ziel des Vereins: *„Der All-Russische Mennonitische Landwirtschaftliche Verein stellt sich zum Ziel, zur Wiederherstellung, Entwicklung und Verbesserung der mennonitischen Landwirtschaft beizutragen, ebenfalls zur Hebung des Kulturlevels und des Wohlstandes der mennonitischen Dorfgemeinde und gleichzeitig der russischen Landwirtschaft im Allgemeinen.“*

Wichtig war vor allem der Passus „Hebung des Kulturlevels“, wie sich später erweisen sollte. Die Räteregierung war damals offensichtlich nicht in der Lage

– oder nicht willens? – den materiellen Unterhalt der mennonitischen Schulen zu übernehmen. Die Mennoniten mussten weiterhin die erforderlichen Mittel für ihre Schulen selber übernehmen. Dies bedeutete einerseits eine große materielle Belastung der Gemeinden, andererseits konnte aber so der Einfluss vonseiten der kommunistischen Erziehungspolitiker gemindert werden. Um die erforderlichen finanziellen Mittel aufzubringen, wurde jedes mennonitische Dorf verpflichtet, den Ertragswert von zwei Hektar zugunsten der Schule abzuführen. Für die Durchführung dieses Beschlusses und die Verteilung der erbrachten Gelder sorgte der Mennonitische Landwirtschaftliche Verein. Er führte auch erfolgreiche Verhandlungen mit der Abteilung Bildungswesen in der Gouvernementsverwaltung von Ekaterinoslaw über die Übernahme der mennonitischen Zentralschulen, die z. T. in landwirtschaftliche Schulen umgewandelt wurden. Der Verein wurde auch zum Träger der Lehrerseminare in Chortitza und Halbstadt. Das Letztere war zunächst von den Sowjetbehörden geschlossen worden, der Landwirtschaftliche Verein konnte aber die Wiedereröffnung erreichen. Auf diese Weise war das Fortbestehen der höheren mennonitischen Bildungsanstalten unter der Alleinverantwortlichkeit der Mennoniten vorerst gesichert.

Der Landwirtschaftliche Verein gründete aber auch eigene landwirtschaftliche Schulen. Es war ihm sogar gelungen, an eigenen landwirtschaftlichen Schulen pädagogische Kurse einzurichten. Des weiteren gründete er Fortbildungsschulen, veranstaltete Leseabende für die Jugend, unterstützte Musik- und andere Zirkel – „alles mit dem Ziel, die Jugend von den sie umwerbenden kommunistischen Organisationen abzuhalten.“ Somit hatte der Mennonitische Landwirtschaftliche Verein nicht allein als landwirtschaftlicher Fachverein eine außerordentliche Bedeutung, er spielte auch auf bildungspolitischem Gebiet der Mennoniten in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre eine außerordentlich wichtige Rolle.

Dem Mennonitischen Landwirtschaftlichen Verein und dem Verband der Bürger holländischer Herkunft in der Ukraine gelang es, dank ihrer Verbindungen zu einem Hilfskomitee im Ausland, „welches sich zur Aufgabe gestellt hatte, alle deutsch Sprechenden im Süden Russlands mit Schulmaterial und Büchern zu versorgen“, wenigstens das Allernotwendigste für den Schulbetrieb zu beschaffen.

Daneben liefen Bemühungen, die Lücken im damaligen Schulsystem jener Jahre auch auf privater Basis zu füllen. In verschiedenen Dörfern wurden „Fortbildungsschulen“ ins Leben gerufen. Der Unterricht fand in Privathäusern statt; erteilt wurde er von erfahrenen Lehrern. Die Teilnehmer dieser Kurse wohnten umsonst in den mennonitischen Bauernhäusern. Auf diese Weise konnten Jugendliche zu Hause den Kursus der Zentralschule absolvieren. Solche Eigeninitiativen konnten aber nur bis 1925/26 stattfinden.

In der Ukraine setzte der Druck seitens der Regierungsbehörden auf die mennonitischen Schulen früher und mit größerer Wucht ein als in den sibirischen Siedlungsgebieten. In Margenau/Omsk konnte der

Mennonitische Landwirtschaftliche Verein noch 1924 eine mennonitische Zentralschule mit Internat in Eigenleistung bauen. Träger dieser Schule war der Mennonitische Lehrerverein. An der Schule unterrichteten ausschließlich mennonitische Lehrer. Dieser Zustand dauerte bis 1928. Da übernahm der sowjetische Staat die Schule. Zum Direktor wurde ein Parteimitglied bestellt.

Diese nachsichtige Behandlung der mennonitischen Schulen in den sibirischen Siedlungsgebieten dürfte ihre Ursache darin haben, dass die sowjetischen Behörden noch keine Möglichkeit sahen, ihrerseits in diesen Regionen ein Schulnetz aufzubauen und den eigentlich zuständigen Behörden die Aufsicht zu übertragen, weil die Räteregierung noch nicht über das erforderliche Personal verfügte. Es fällt jedenfalls auf, dass im Dorfrat und auch auf Rayonebene vielfach Mennoniten leitende Ämter bekleideten, obwohl sie nicht der kommunistischen Partei angehörten.

### ***Mennonitisches Bildungswesen und christlicher Glaube***

Das mennonitische Bildungswesen hatte seine Besonderheit darin, dass es stark im christlichen Glauben verankert war und von diesem geprägt und getragen wurde. Die enge Verzahnung von Schule und Kirche zeigt sich darin, dass Lehrer neben ihrem Beruf auch Prediger, Älteste und Leiter von kirchlichen Gemeinden waren. Dies war möglich, weil die Mennoniten in Russland den hauptamtlichen Pfarrer oder Pastor nicht kannten; sie praktizierten das Laienpredigertum, d. h. der Prediger war in der Regel Bauer, später auch Lehrer. Für seinen Dienst in der Gemeindegemeinschaft wurde der Prediger nicht entlohnt, er bekam allenfalls eine Aufwandsentschädigung der Auslagen, die er in Zusammenhang mit seiner Tätigkeit hatte. Das Prinzip des Laienpredigertums hatte seine starken, aber auch seine schwachen Seiten. Die Verwundbarkeit dieses Prinzips des mennonitischen Gemeindelebens trat bald nach der Machtergreifung der Bolschewiki zutage.

Die bolschewistische Regierung war marxistisch-antireligiös eingestellt. Daraus hat sie von Anfang an nicht den geringsten Hehl gemacht. Die Mennoniten scheinen diese Zeichen nicht rechtzeitig erkannt zu haben. Und wer die Zeichen der Zeit wie der Lehrer Sawatzky verstanden hatte, der musste wissen, dass an diesem Punkte der eigentliche Konflikt zwischen Bolschewiki und den mennonitischen Schulen aufbrechen musste. Und so war es dann auch, ungeachtet der Zugeständnisse, welche die rote Regierung zunächst noch gemacht hatte. Auf Dauer konnte es keinen Kompromiss geben zwischen dem Bildungsideal der Bolschewiki und den Vorstellungen von Erziehung der Mennoniten. Denn wenn ein Element aus der Einheit „mennonitische Schule – Elternhaus“ herausgebrochen wurde, musste das ganze Erziehungsgebäude der Mennoniten ins Wanken geraten. Auf der anderen Seite stand die These von Lunatscharskij: „Die Schule wird am objektivsten sein, je mehr sie kommunistisch ausgerichtet ist.“

Das Verhältnis zur Religion wurde für die mennonitischen Lehrer zum Prüfstein für ihre Mitarbeit in den neuen Schulen, und zwar im Sinne der kommunistischen „Ethik und Moral“.

Der Druck des bolschewistischen Regimes auf die Lehrer, eine klare Entscheidung in ihrer religiösen Haltung zu fällen, nahm mit den Jahren ständig zu.

1926 erschien in der deutschsprachigen Zeitschrift „Zur neuen Schule“ ein Aufsatz mit dem Titel „Der deutsche Lehrer“:

*Um jedoch diesen Anschluss zu finden, ist die Sicherung eines erweiterten Aussichtsrumes Vorbedingung. Ein klarer Überblick, eine gewisse Einsicht gehört dazu. Die Gewinnung der erwähnten Ausgangsstelle wird aber durch einen Faktor außerordentlich erschwert: die Religiosität der Lehrerschaft.*



Überreste eines ehemaligen mennonitischen Schulhauses in Muntau. Foto 1999

*Trotzdem diese Religiosität hart vor dem Zusammenbruch steht. Ein religiöser Lehrer an einer Schule, die absolut getrennt von der Kirche dasteht, jegliche Metaphysik alter und neuerer Theisten zu den Akten gelegt hat, ist ein nicht zu vereinigender Widerspruch. Der Oberflächliche mag entgegen: der Lehrer darf ja zu Hause ein Christ sein, und in der Schule kehrt er gewissenhaft nur den Wissenschaftler heraus. Es ist dies aber ein nicht zu Ende gedachter Gedanke, und jeder ehrliche Pädagoge weiß, dass eins nicht möglich ist, lässt man nicht das andere und umgekehrt. Halbierete Naturen sind aber auch nicht unter die Ehrlichen zu zählen.*

*Die betreffenden deutschen Lehrer stehen demnach vor der unmittelbaren Aufgabe, eine tief gehende Revision und Prüfung ihrer Ideologie vorzunehmen. Vieles, sehr vieles wird da dann auszuscheiden sein, schmerzende Beulen werden entfernt werden müssen, aber die Notwendigkeit des rigorosen Verfahrens an sich wird sofort jedem einleuchten, der ohne Voreingenommenheit, aus reiner, uneigennütziger Liebe zur Wahrheit, an die Durchsicht und Untersuchung der einzelnen Bestandteile seiner bis dahin von ihm vertretenen Weltanschauung geht.*

*Eine Widerlegung des Christentums ist an dieser Stelle nicht erforderlich. Es verliert eine Position nach der anderen auch ohne Nachhilfe, aber unsere Lehrer-*

*schaft soll auf die zweifelhafte Ehre, als letzter Kämpfer das Feld zu verlassen, lieber verzichten.*

Es ist unschwer zu erkennen, dass in diesem Aufsatz vor allem die mennonitischen Lehrer gemeint waren.

Bereits 1923 traten vereinzelt Fälle auf, die darauf hinweisen, dass die neue Regierung nicht bereit war, auf ihren Absolutheitsanspruch auf die Erziehung der Kinder zu verzichten. Im August 1923 erging ein Rundschreiben vom Kreisbildungsamt Halbstadt/Molotschnaja an alle Schulen in diesem Kreis, welches die „Überprüfung des Politwissens der deutschen Lehrer“ ankündigte. Sämtliche Lehrer aus den Wolost'-Gebieten Halbstadt (mennonitisch), Gnadenfeld (mennonitisch), Prischib (lutherisch) und Eugenfeld (lutherisch) wurden zu dieser Überprüfung vorgeladen. Alle Lehrer bestanden diese „Prüfung“, mit Ausnahme von 13 mennonitischen Lehrern. Einer der Beteiligten berichtet über diese „Prüfung“:

*Wir merkten sehr bald, dass den Genossen nicht so sehr unser Wissen, als vielmehr unsere persönliche Meinung zu den jeweiligen Fragen wichtig war. Sie sollen uns nicht sagen, was die Wissenschaft lehrt, sondern wie Sie darüber denken‘.*

*Jeder einzelne von uns wurde gefragt, ‚Glauben Sie an Gott? Glauben Sie an den Geist? Glauben Sie an die Lehre der mennonitischen Kirche?‘*

*Am anderen Tage wurde den 13 mennonitischen Lehrern eröffnet: ‚Rechnen Sie nicht damit, dass Sie an der Schule verbleiben. Lehrern mit solch einer religiösen Überzeugung können wir unsere Kinder nicht anvertrauen. Sie sollen die Kinder im kommunistischen Sinne beeinflussen und erziehen‘.*

*Die betroffenen Lehrer wurden mit sofortiger Wirkung entlassen.*

Als erste wurden natürlich die Lehrer aus dem Schuldienst entfernt, die zugleich auch Prediger in der Gemeinde waren, wenn sie nicht ihre Bereitschaft erklärten, ihr Predigtamt aufzugeben.

Ab 1925 wurde mancherorts von mennonitischen Lehrern eine Erklärung verlangt, dass er Atheist sei und dass er fortan in der Schule antireligiöse Aufklärungsarbeit betreiben werde, weil nur auf solche Weise gewährleistet sei, dass die Kinder im Geiste der marxistischen Weltanschauung erzogen würden. Dazu berichtet ein mennonitischer Lehrer 1925 aus der Dorfschule von Jekaterinowka:

*Eine schwere Frage legte sich auf das Herz des Lehrers: Was ist recht? Soll ich die Schule verlassen oder der drohenden Gefahr bis zum letzten Augenblick trotzen? Schweren Herzens entschlossen sich die Lehrer für das Letztere. Ein Ausweichen auf Kompromisse wurde immer schwieriger. Ähnlich wie bei der Überprüfung des „Politwissens“ der deutschen Lehrer wurden ab 1925 zwecks Wissensprüfung die mennonitischen Lehrer einzeln vor eine Kommission zitiert. In der Regel saß in einer solchen Kommission auch ein Vertreter der GPU, der geheimen Staatspolizei. Folgende Fragen wurden jedem Lehrer vorgelegt:*

1. Glauben Sie an Gott?
2. Wollen Sie auch künftig an Gott glauben?



Dr. Gerhard Hildebrandt mit Schulkindern in Saporoschje (ehemals Chortitza) während einer Pause. Foto 1999

3. Gefällt es Ihnen, wenn auch Ihre Schüler an Gott glauben?

Jede dieser Frage durfte nur mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden.

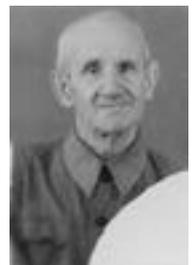
Ein Beteiligter berichtet über solche Prüfung: „Ich beantwortete diese Fragen mit ‚Ja‘. Nach drei Stunden wurde mir vom Schulinspektor ein Schreiben überbracht, laut welchem ich ab sofort aus dem Schuldienst entlassen sei. Innerhalb von 24 Stunden musste ich meine Wohnung räumen.“

In Sagradowka wurde ein Lehrer sofort entlassen, weil er sich geweigert hatte, mit seinen Schülern die 2. Strophe der „Internationale“, die damalige Nationalhymne der UdSSR, zu singen. Da heißt es: „Kein Gott, kein Kaiser noch Tribun...“ Viele mennonitische Lehrer gaben in dieser Zeit ihren Beruf freiwillig auf und suchten sich anderweitig eine Beschäftigung. Es liegen keine statistischen Unterlagen darüber vor, wie viele mennonitische Lehrer letztlich in ihrem Beruf verbleiben konnten. Die Erfahrungswerte besagen, dass die meisten mennonitischen Lehrer, die ihre Ausbildung noch vor dem Oktoberumsturz erhalten hatten, bis 1927/28 aus ihrem Amt ausgeschieden waren. An ihre Stellen rückten Lehrer aus den lutherischen und katholischen Kolonien nach. In der Chortitza-Kolonie kamen bereits in den Jahren 1925/26 „Parteimänner aus Deutschland, um antireligiöse Aufklärung in mennonitischen Schulen zu treiben“. Auch in der Orenburger Kolonie waren ab 1933 zahlreiche kommunistische Lehrer aus Deutschland tätig. Als diese 1936/37 ausnahmslos verhaftet wurden, nahmen ihre Stellen Lehrer aus der Autonomen Republik der Wolgadeutschen ein.

Das eigenständige Bildungswesen der Mennoniten in Russland hat spätestens 1929 aufgehört zu bestehen.

Dr. Gerhard Hildebrandt

David Klassen (22.3.1899–29.8.1990) war erster Ältester der Mennoniten-Brüdergemeinde in Karaganda. Er wusste viel aus seinem Leben zu erzählen. Im Jahre 1977 fasste er während eines Krankenhausaufenthaltes seinen Lebenslauf kurz zusammen. Das Dokument entstammt dem Nachlass von Johann Koop, Lemgo und das nebenstehende Foto (19??) aus der Gefangenenakte.



## David Klassen

Autobiografie (leicht gekürzt)

Kurz verfasste Autobiografie von David Klassen, geboren am 22. März 1899 in Fürstenwerder an der Molotschnaja, Halbstädter Rajon, Gouvernment Taurien.

Meine Eltern waren Johann und Anna Klassen (geborene Penner) aus dem Dorfe Rosenort. Wann sie nach Fürstenwerder zogen, ist mir nicht bewusst. Dasselbst besaßen sie bis zum Jahre 1908 einen kleinen Lebensmittelladen. Hier brachte ich auch meine ersten zwei Schuljahre bei Lehrer Peters zu, dessen Vorname ich vergessen habe. Dann zogen die Eltern wieder zurück nach Rosenort, wo sie von Jakob(?) Penner das

Haus und den Laden übernahmen. Penners zogen nach Margenau und verwalteten dort den Laden.

Hier, in Rosenort, brachten wir, meine acht Geschwister und ich (zwei waren gestorben), unsere weiteren Schul- und Jugendjahre zu. In meiner weiteren Schulzeit von 1908-1912 war der gute und vorbildliche Philipp Cornies mein Lehrer.

Da meine Eltern landlos waren und neun Kinder hatten (sechs Töchter und drei Söhne), mussten auch die Kinder frühe daran, etwas mitzuverdienen, daher standen zwei von den älteren Schwestern in ständigem Dienst bei wohlhabenden Leuten. Wir drei jüngeren Brüder gingen im Sommer, während der Heu- und

Getreideernte, zu den Bauern, um auf Tagelohn zu arbeiten und verdienten somit den Weizen zum Brot für die ganze Familie. Wir bekamen als Tagelohn 1 Pud (16 Kilo) Weizen und vier mal am Tag zu essen.

Im Juli des Jahres 1914 brach der Erste Weltkrieg aus, welcher 1917 zur Revolution führte und 1918 zum Bürgerkrieg. Dann besetzten die deutschen Truppen im Frühling 1918 die Ukraine, mussten sich aber in demselben Jahr im Herbst noch zurückziehen, da auch in Deutschland die Revolution ausbrach. Es kamen schwere Jahre über das ganze Land, da sich während des Bürgerkrieges verschiedene Banden bildeten, wie z.B. Machnos Bande, die Grüne Bande und andere, welche viel Unruhe anrichteten, indem sie raubten, viele unschuldige Menschen ermordeten, Frauen und Jungfrauen vergewaltigten und ganze Dörfer anzündeten und niederbrannten, wie z.B. Blumenort, das Nachbardorf von Rosenort an der Molotschna, so auch Sagraadowka. Da einige von den deutschen Soldaten hier heirateten und deshalb auch hier in Russland blieben, bildeten sie hier in der Kolonie den so genannten „Selbstschutz“, hauptsächlich um dem Eindringen der Banden in die Dörfer entgegenzutreten. Das diente aber auch nicht zum Guten, da man, auch die Christen, zu viel Hoffnung auf Gewehre und Selbsthilfe setzte, und zu wenig auf Gottes Beistand und Hilfe vertraute. Auch ich musste einmal vor den Machno-Banditen stehen, mit auf mich gerichtetem Gewehr, doch verhütete der



Dnjepr vom Staudamm aus gesehen. Am linken Ufer befindet sich Neu-Chortitza. Foto 2004

gnädige Gott und Vater, dass mir irgendein Schaden zugefügt wurde. Im Herbst 1920 kam dann die reguläre Sowjetarmee in unsere Gegend und die anarchistischen Banden mussten sich allmählich ergeben.

Im Jahre 1917, am 30. Juni, erkrankte ich durch Überanstrengung in einer schweren Heuernte an der Gelbsucht, woran ich auch einige Monate schwer zu leiden hatte. Während dieser Zeit nahm ich auch den Herrn Jesus als meinen persönlichen Heiland an. Meine liebe Schwester Margarethe, zehn Jahre älter als ich und ein treues Kind Gottes, fürchtete, ich könnte sterben, und gab dem Herrn ein Gelübde, dass, wenn er mich am Leben erhielt, sie nicht heiraten würde, und nur für den Herrn in seinem Dienste stehen wolle – in der Sonntagsschule, bei Kranken- und Armenbesuchen

usw., was sie auch treulich getan und gehalten hat bis zu ihrem Tod, der im Oktober 1920 eintrat. In diesen drei Jahren hat sie auch noch fünf Werber um ihre Hand gehabt, doch alle lehnte sie wegen ihres Gelübdes ab. Von mir, ihrem 10 Jahre jüngeren Bruder, hatte sie die Vorahnung gehabt, dass ich noch einmal Prediger (sogar Reiseprediger) werde, daher bestimmte sie schon längst vor ihrem Tode ihren selbst ausgenähten Wandspruch „*Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen*“, und den selbst gefertigten Reiseüberzug mit ausgenähtem „*Gute Reise*“, als mein Erbe von ihren Sachen, während sie die anderen Dinge, die sie noch hatte, nicht jemandem bestimmten vermachte, sondern es den andern Geschwistern selbst überließ. Zu bemerken sei hier noch, dass diese liebe Schwester Margarethe Ende Juli oder Anfang August 1920 zur Pflege meiner Schwester Anna und ihrem Mann Peter Riediger, die beide an Typhus erkrankt waren, nach Lichtenau fuhr, wo sie wohnten. Einen Begräbnisbrief an ihre Eltern hatte sie schon geschrieben und unter ihren Sachen in ihrem Kästchen zurückgelassen, aber niemandem ein Wort davon gesagt, in der Ahnung ihres nahen Todes und in der Hoffnung, dass der Brief rechtzeitig entdeckt wird. In dem Brief war der zur Leichenrede gewünschte Prediger Jakob Tießen, Kleefeld, angegeben, auch der Text zur Leichenrede (Matthäus 6,19-33), der Text für die Predigt nach dem Kaffeetrinken (Jakobus 2, über den Glauben und die Werke) und fünf Lieder mit der Reihenfolge, in der sie gesungen werden sollten. Der Brief wurde wirklich rechtzeitig entdeckt, da die liebe Mutter nach ihrem Tode in ihrem Kästchen unter ihren Handarbeiten nach passender Ausstattung zum Sarg suchte und ihn dabei fand. Margarethe war in der Zwischenzeit von Juli oder August bis zum 8. Oktober nicht zu Hause gewesen und hatte ununterbrochen andere Typhuskranken betreut. Sie selbst erkrankte Anfang Oktober. Als sie am 8. Oktober wieder nach Rosenort geholt wurde, war sie im wirren Dämmerzustand und starb am 10. Oktober, sodass sie niemandem je etwas von diesem Brief mitgeteilt hat. Am 14. Oktober 1920 wurde sie dann zur Grabesruhe getragen.

Und merkwürdig – da es in diesen Tagen sehr unruhig zugeht, weil sich die weißen Truppen unter Wrangel in Richtung Krim zurückzogen und die Sowjetarmee vordrang – am 14. Oktober, dem Begräbnistage, war vollständige Ruhe. Kein Militär zog an dem Tag durchs Dorf, und wenn die Tage vorher von Wind, Sturm und Regen begleitet waren, so war an diesem Tage wunderbare Stille, auch in der Natur... Ja, der Herr bekannte sich zu seinem treuen Kinde und ließ ihm eine sehr ruhige und gesegnete Bestattung zukommen...

Im August 1918 wurde ich durch die Flusstaufe in die Mennonitische Brüdergemeinde zu Tiege aufgenommen. Die Taufe vollzog der liebe Bruder Benjamin Janz, Leiter der Gemeinde, im Flüsschen Juschanlee, Rosenort gegenüber. Danach fing ich bald an, in der Sonntagsschule zu arbeiten und übernahm mit der Zeit die Leitung eines Jugendchores und sang im Tieger Gemeindechor, wo Bruder Gerhard Willms Dirigent war.

Im Jahre 1922 ging eine schwere Hungersnot durchs Land, wovon auch unser Haus schwer betroffen war,

da durch die Pest auch unsere zwei Kühe fielen. So hatten wir kein Brot und auch keine Milch. Also war es mir, ja unserer Familie, eine große Freude, als wir am 22. März 1922, an meinem 23. Geburtstag, am Morgen am leeren Frühstückstisch saßen, nur ein wenig schwarzen Kaffee (Prips) tranken und mit einem Male die Klinke der Vordertür heruntergedrückt wurde. Da aber niemand ins Zimmer trat, wo wir saßen und unseren Prips tranken, ging ich nach einigen Minuten hinaus, um nach der Ursache des Türöffnens und Nichterscheinens zu forschen. Als ich bis auf den Hof gegangen war, niemanden sehen konnte und durch die Tür in die Küche zurückkehrte, sah ich zu meinem Wundern, Staunen und meiner Freude, auf dem Deckel des so genannten Mauergrappens einen Schwarzbrotlaib liegen, der mich anlachte. Es wurde mir klar, dass es ein Geburtstagsgeschenk ist, dessen Überbringer ich aber nie in Erfahrung gebracht habe. Es wurde christlich in sieben Teile aufgeteilt, für meine lieben Eltern und für uns fünf Geschwister, sodass ein jeder etwa 100 Gramm Schwarzbrot zu seinem Prips bekam. Doch weil ich das Geburtstagskind war, musste mein Stückchen auch ein wenig größer ausfallen... Bald darauf, wohl im April desselben Jahres, setzte dann die ARA (American Relief Administration; amerikanische Lebensmittelhilfe – *Red.*) als Mithilfe ein, wo ich als Bäcker angestellt wurde und somit die doppelte Ration bekam. Zudem erhielten auch meine liebe Mutter, meine jüngste Schwester und mein jüngster Bruder je eine Ration; im Ganzen also fünf Rationen auf unsere Familie von sieben Personen. Die Ration bestand erstens aus 28-30 Gramm Weißbrot und zweitens aus Gekochtem zu Mittag, einmal am Tag. Gott sei Dank! Wir brauchten nicht des Hungertodes zu sterben.

Ich hatte großes Verlangen, die Bibelschule in der Krim (Tschongraw) zu besuchen, doch wurde diese im Frühling 1924 geschlossen, und so ging ich mit Bruder Heinrich Wiebe, der aus Ladekopp stammte und in Blumenort bei seinen Verwandten zeitweilig als Wirtschafter arbeitete und auch im Tieger Gemeindegewand sang, am 13. Dezember 1924 als Pfleger in die Behindertenanstalt „Bethania“, bei Einlage (Kitschkas, Saporoshje). Dort arbeiteten wir also unter geisteskranken Männern. Es gab zwei Männerabteilungen für sog. unruhige und ruhige Patienten. Ähnlich waren auch die Frauenabteilungen organisiert, wo barmherzige Schwestern als Pflegerinnen arbeiteten. Hausvater war zu der Zeit Bruder Jakob Wiebe, der aus der Krim stammte und immer am Personalisch den Morgen- und Abendsegen zu halten pflegte.

Das Personal war zu der Zeit noch ausschließlich deutsch, da es eine mennonitische Wohltätigkeitsanstalt war, eröffnet erst 1910. Wir hatten dort am Samstagabend immer unsere Gebetsstunden und auch einen Chor, den ich bis 1927 leitete. Im Mai 1927 wurde jedoch diese Anstalt als solche aufgelöst und unsere Geisteskranken nach Igrenj bei Dnjepropetrowsk überführt. Der Dnjeprostroj, der große Betrieb zur Errichtung des Dnjepirstaudammes, machte diese Anstalt zu seinem Krankenhaus. Man bot uns an, dort in den Dienst zu treten. Mehrere von dem alten Personal, zu

welchen auch ich zählte, entschlossen sich, hier zu arbeiten. Diese zweieinhalb Jahre des Dienstes im stillen „Bethania“ gehören mit zu den schönsten Jahren meines Lebens. Mit gewisser Vorliebe und Wohlbehagen erinnert man sich dieser Zeit, wozu auch das schöne Baden im Dnjepr und die Kahnfahrten in der freien Zeit beitrugen.

Beim Dnjeprostroj arbeitete ich bis 1929 als Sanitäter im Laboratorium, danach bis zum Jahre 1936 als Helfer des wachhabenden Arztes bei der Patientenaufnahme. Zwei von diesen sieben Jahren arbeitete ich im Hauptkontor, anfangs als ranghöchster Rechenführer, dann als Buchhalter. Da mir die Arbeit aber nicht zusagte, obwohl das Gehalt sozusagen das Doppelte betrug, ging ich doch wieder ins Krankenhaus zu meiner alten Arbeit zurück, wo ich bis zu meiner ersten Verhaftung am 8. April 1936 arbeitete. Doch darüber später.

Im Sommer 1928 baute ich im Neuen Einlage (das oben am Berge angesiedelt wurde, weil das alte Einlage



David und Sara Klassen am Anfang des gemeinsamen Lebensweges. Foto 1928 oder 1929

mit der Zeit unter Wasser gesetzt wurde) mein eigenes Haus, welches bis zum Oktober soweit hergestellt wurde, dass ich es beziehen konnte. Ich nahm dann im November-Dezember einen Monat Urlaub und fuhr in die Molotschna, um meine Eltern, Verwandte und Bekannte zu besuchen. Dort machte ich am 22. November Fräulein Sara Hamm einen Heiratsantrag. Am 27. November erhielt ich die Zustimmung, am 1. Dezember 1928 wurde die öffentliche Verlobung vollzogen und am 12. Mai 1929 fand unsere Trauhandlung in der Lichtenauer Kirche statt. Der Vorredner war Prediger Peter Nickel mit einem Text aus 2. Thessalonicher 3,5, die Eheschließung vollzog Prediger Peter Penner, Tiege, mit Psalm 127,1-2. Mit dem Chorgesang diente Bruder Peter Löppts Chor. Auf der Verlobung am 1. Dezember 1928 dienten Prediger Heinrich Schmidt aus Lichtenau mit 2. Mose 33,14-15 und Bruder Nikolai Wiebe, auch aus Lichtenau, mit Josua 5,13-15. Am 2. Mai 1929 führte ich meine sehr liebe, vom Herrn mir zugeführte Lebensgefährtin in mein trautes Heim in Kitschkas ein und wir fühlten uns sehr glücklich in unserem Herrn und neuem Heim.

Doch wie in allen Fällen im Ehe- und Familienleben Schmerzens- und Trübsalstage nicht ausbleiben, so auch bei uns nicht. Bei ihrer ersten Geburt im September 1932 [...] kam meine liebe Frau bis an den Rand



*Ugait utet, consequisit loborpero odiamcon henit ipsummodipit augait vulput lut adipit ipsum qui tat.  
Wer kennt die abgebildeten Personen?*

des Todes, und weilte 2 Monate in schwerem Zustand im Krankenhaus, wo alle sie aufgegeben hatten. Da gab ich die Unterschrift, dass ich sie auf meine Verantwortung nach Hause nehme. Der Herr reagierte auf unser Bitten und Flehen und schenkte ihr wieder die Gesundheit insofern, dass sie am Weihnachtsabend das erste Mal in unserer Mitte weilen durfte. Das anfangs so prächtige Söhnchen starb aber nach 2 Monaten und 5 Tagen. [...]

Am 20. Januar 1935 wurde unser Sohn David und am 3. August 1936 unser Sohn Ernst geboren. Im Januar 1934 nahmen wir eine liebe Tochter Anni Wiens, geboren am 19. November 1931, an. Ihre Eltern, meine Jugendfreunde, wurden entkulakisiert. Er, Bruder Nikolai Wiens, war im Herbst 1933 im Fernen Osten in der Verbannung gestorben. Seine Frau, Maria (geborene Klassen), lag in Rosenort im Sterben und verstarb zwei Wochen später, nachdem wir das jüngste ihrer vier Kinder angenommen hatten, froh im Herrn und dankbar, wie sie sich äußerte, weil ihre jüngste Tochter unter unsere Aufsicht kam, da sie uns von Kindheit auf als Gläubige gut kannte. Diese liebe Tochter hat uns in unserer Familie viel Freude gemacht.

Im Jahre 1931 wurden unsere lieben Eltern, Hermann und Elisabeth Hamm, Lichtenau, entkulakisiert und sollten in eine Ansiedlung hinter Prischib (Neuhof) überführt werden. Da die liebe Mutter, vom Schlag gerührt, ziemlich krank war und beinahe nicht gehen konnte, durften meine Schwiegereltern vorläufig in Lichtenau bei ihrer jüngsten Tochter Liese (der Frau von Kornelius Bergen) bleiben. Als wir, meine Frau und ich, davon erfuhren, begaben wir uns dorthin und baten im Halbstädter Rayon-Vollzugskomitee um Erlaubnis, die Eltern zu uns in den Chortitzer Rayon zu nehmen, welche wir auch erhielten und somit die Eltern auch zu uns übersiedelten. Sie durften dann auch beide in unserem Hause sterben, Mama im Jahre 1932 und Papa am 25. Oktober 1940 im Alter von 85 Jahren weniger einen Tag.

In der Nacht vom 7. auf den 8. April 1936, in der Osterwoche, wurde ich verhaftet, nach Saporoshje ins Innere Gefängnis gebracht und später, vom 26. bis zum 27. August, mit noch zehn weiteren Personen (sowohl Bekannten als auch Unbekannten) auf sieben Jahre Straflager aufgrund Paragraph 54 Absatz 10-11 verurteilt. Die Anklage lautete: „Antisowjetische Tätigkeit unter dem Deckmantel der Religion.“ Im November des Jahres 1936 kam ich nach Temlag (Temnikover Lagergebiet) in der Autonomen Sowjetischen Republik der Mordwiner zum Holzfällen, was sehr schwer war, da die

zu erfüllende Norm ziemlich hoch und die Verpflegung nur schwach war. Man wurde bald kraftlos und im Januar 1937 brauchte ich schon einen Gehstock für den Weg zur Arbeit im tiefen Schnee. Im März 1937 aber wurde ich wegen meines medizinischen Berufes ins Tuberkulosekrankenhaus der Barashewsker Heilanstalt überführt, wo man 120-130 Tuberkulosekranke zu betreuen hatte. Es war die Station für offene aktive Lungentuberkulose. Hier arbeitete ich 14 Monate. Ich dachte, ich würde mich bestimmt anstecken, aber der, von dem in Psalm 91 gesagt wird: „Er wird dich bewahren vor der Pestilenz“, hielt auch da seine starke, schirmende Hand über mich. Es starben daselbst viele Menschen. Im Spätsommer 1938 wurde ich als politisch nicht zuverlässig aufgrund des militärischen Konfliktes zwischen Japan und Russland beim See Chasan in die allgemeine Waldarbeit überführt, dort zur medizinischen Arbeit eingeteilt und arbeitete da bis Februar 1940. Dann, während des russisch-finnischen Krieges 1939-40, wurde ich mit einem großen Konvoi von etwa 1000 Mann aus Mordowien nach Sosnowets in der Autonomen Sowjetischen Republik der Komi geschickt. Dort kam ich auf wunderbare Weise wieder zu einer medizinischen Arbeit, da im März Frieden mit Finnland geschlossen wurde. So arbeitete ich in Krankenhäusern: Sosnowets (am Weißmeerkanal), Molschujukab, Oneglag (am Onegasee) und Tallasch (12 km hinter Archangelsk) bis zum 12. Dezember 1946, das heißt, bis zu meiner Freilassung.

Hier ist zu bemerken, dass ich eigentlich am 5. April 1943 hätte freigelassen werden sollen, weil dann die sieben verhängten Jahre endeten, aber des deutsch-russischen Krieges halber, der am 22. Juni 1941 ausbrach, wurden ich und viele andere so genannte „politische“ Häftlinge bis zum Ende des Krieges und dann noch bis zur Sonderverordnung im Lager aufgehalten. Die Befreiung kam für mich erst am 12. Dezember 1946.

Während der Zeit des Krieges wurde im Juli 1941 auch meine liebe Frau Sara verhaftet und zu 10 Jahren

Straflager verurteilt, welche sie im Karagandiner Straflager bei Sharyk auch abgeleistet hat. Sie konnte erst im Jahr 1952 zu den Kindern nach Karabalyk, Gebiet Kustanai, zurückkehren, wohin meine Kinder mit vielen anderen während des Krieges übersiedelt worden waren. Dahin kam auch ich nach meiner Befreiung und arbeitete als Feldscher in der Ambulanz in einem Arztbezirk, wo Anna Dück als Ärztin und Liese Janzen aus Orloff als Sanitäterin arbeiteten. Da traf ich bei der lieben Schwägerin Elisabeth Hamm meine beiden Söhne David und Ernst, 12 und 11 Jahre alt an, in äußerst ärmlichen Verhältnissen, ohne Brot, ohne Kartoffeln, ohne Unterwäsche, nur in dünnen, kurzen Oberhosen und Leibbröcken (ähnlich einem Herrenjackett) und einer einzigen sehr alten und geflickten Telogrejka (einer sehr einfachen Wattejacke), die sich beide teilen mussten und einer vormittags, der andere nachmittags benutzte, um in die Schule zu gehen. Es war auch kein Brennstoff vorhanden, weder Stroh, Holz, noch Kohlen. Als Heizmaterial diente das wenige Heu, das die Kuh, die sie hatten (die sowieso keine Milch gab), übrig ließ. So holte ich in der ersten Zeit mit dem Strohhacken das Brennzeug von dem Felde, wo schon die Heu- und Strohhaufen weggebracht und einige Reste davon zurückgelassen worden waren, unter dem Schnee hervor und brachte es mal tragend, mal schleppend nach Hause. Und doch war es so spärlich, dass mitunter das Wasser im Eimer im Zimmer einfror. Die liebe Tochter Anni, damals wohl 15 bis 16 Jahre alt, war zu der Zeit in der Verbannung in der Autonomen Republik der Komi mit ihrer fast blinden Tante, Anna Klassen, in einer schweren Lage, im Krankenhaus, schon geschwollen bis an den Bauchnabel, wie sie schrieb. Sie meinte, sie müsste wohl auch so jung sterben, wenn nicht von irgendwo Hilfe herkäme... Da ich selber noch keinen Lohn erhalten hatte, weil sich das in jener Zeit oftmals verzögerte, und ich selber mit meinen beiden Söhnen von Geborgtem lebte, liehen mir liebe Freunde noch 200 Rubel, welche ich ihr telegrafisch schickte, die ihr auch, wie sie dankbar zurückschrieb, zur Rettung dienten. Bald darauf starb ihre Tante Anna, und sie konnte wieder auf die schwere Waldarbeit gehen und erst 1952 oder 1953 nach Kustanaj zu ihrer Mama (meiner lieben Frau) und ihren 2 Brüdern kommen...

Da die Repressalien immer noch kein Ende nahmen, wurde ich am 1. September 1949 wieder verhaftet und mit mir die Ärztin Anna Dück, Greta Regehr und Johann Federau, und aus Stanzionnoje die Lehrerin Lida Unger, Freundin von Anna Dück, und Suse Reimer, die aus Rosenort stammte. Wir wurden nach sechs Monaten Untersuchungshaft in Kustanaj alle sechs zu 25 Jahren Haft verurteilt. Die Anklage war wie das erste Mal: „Antisowjetische Agitation unter dem Deckmantel der Religion.“ Mit Schmerzen erinnere ich mich noch des Augenblicks, als ich am 1. November 1949 um 10-11 Uhr abends verhaftet und auf die Ladefläche eines Lastwagens gesetzt wurde, wie meine beiden Söhne sich beim Losfahren weinend an die Heckwand des Lastwagens festklammerten und schrien: „Papa! Papa!“, wie der Schutzmann ihnen auf die Finger schlug und sie erbarmungslos abwies... Und so ging es in die dunkle,

finstere Nacht hinein, nach Kustanaj ins Gefängnis. Im Laufe der fünfmonatigen Untersuchungshaft wurde ich 91 mal, sowohl tags als auch nachts, zum Verhör und zum Ausfragen herausgerufen... In der Nacht vom ersten auf den zweiten Weihnachtstag ergab sich ein unangenehmes Treffen. [...] In dieser Nacht habe ich geweint und geschluchzt wie ein Kind. [...] Und wohin hat man uns jetzt in der Heiligen Nacht gebracht!?

Nach dieser Verurteilung kam ich im August 1950 nach Dscheskasgan in das Lager Steplag bzw. Spezial, wo ich bald wieder nach etwa drei Monaten Arbeit auf meinem gewohntem Gebiet bekam. Als wir dort ankamen und auf unsere so genannte Sanobrabotka (sanitäre Behandlung mit Waschen und Entlausung – *Red.*) warteten und neben der Badestube saßen, trat plötzlich ein Bruder etwas schüchtern und bescheiden heran und fragte: „Gibt es hier auch Brüder?“ Ich machte mich mit ihm bekannt. Er führte mich zu sich in seine Baracke und gleich darauf wurde gemeinsam und brüderlich Tee getrunken und gegenseitig manch



David Klassen im Jahre 1954 in Haft als Feldscher.

Trostwort zugesprochen. Es war der liebe Bruder Jurij Sergejewitsch Gratschow, der aus Kujbyschew stammte und da als Feldscher arbeitete. Wir waren mitunter so bei 20 bis 30 Brüder, pflegten reichlich geistliche Gemeinschaft und hielten fast allmonatlich das Abendmahl mit Apfel- oder Kirschsafte; manchmal auch mit Wein, den der Herr uns auf wunderbare Weise zuführte... Ihm die Ehre und der Dank dafür!

Nach Stalins Tode, im März 1953, wurden die Gerichtsakten, auch unsere, aufs Neue durchgesehen und meine Strafe wurde bis auf 10 Jahre heruntersetzt. Jedoch wurde ich im Jahre 1955 für gesundheitlich untauglich erklärt und durfte am 18. Oktober zu meiner lieben Familie zurückkehren, die mittlerweile nach Karaganda umgezogen war, wo ich dann auch wohlbehalten am 19. Oktober 1955 eintraf. Dort begegnete man wieder vielen Gotteskindern.

Am 18. November 1955 wurden unsere liebe Tochter Anni und Herbert Bergen zusammen mit Eva Bergen und Gerhard Penner im Bethaus in Kopaj in den Ehestand eingesegnet. Am 20. November 1955 wurde unser Sohn Ernst in den Militärdienst einberufen. In diesem Jahre bekam die Baptistengemeinde in Karaganda die Erlaubnis, ein neues Bethaus zu bauen und ich hobelte

im Laufe des Winters die zur Bodendecke bestimmten Bretter. Im Sommer 1956 wurde dann das neue Bethaus fertig gestellt, worin ich auch als ein beständiger Arbeiter tätig war.

Zum 12. Mai 1956 fuhr ich zum ersten Mal nach Tschistopolje im Gebiet Koktschetaw, wohin ich von Geschwister Isbrandt Friesen eingeladen wurde, um



David Klassen (links) mit Gerhard Harder und Abram Friesen (stehend) nach ihrer Einsegnung. Foto 1957

ihre Tochter Käthe mit Adie Bäcker in den Ehestand einzuführen. Seit der Zeit bin ich wiederholt in diese Gegend zu Besuch gekommen, wo sich auch reichlich Seelen zum Herrn bekehrten.

Im Dezember dieses Jahres traten die ersten 19 Geschwister (alles Deutsche) aus der Baptistengemeinde in Karaganda aus, um eine neue Gemeinde zu gründen, worunter Geschwister Gerhard Harder, Johannes Enns, Abram Friesen, Franz Ediger, Abram Heidebrecht, Jakob Klassen, Bernhard Epp mit ihren Familien und anderen waren. Die Ursache des Austritts war, dass man in deutscher Sprache nur eine Ansprache von 10 bis 15 Minuten am Sonntag bringen durfte, und anderes, während doch etwa 65 Prozent der Mitglieder Deutsche waren. Zu diesen Ausgetretenen kamen dann immer mehr hinzu. Zudem wurden im Sommer 1957 noch 251 Seelen durch die Taufe hinzugetan. Am 12. Mai desselben Jahres traten auch meine Frau und ich der Gemeinde bei. Am 16. Juni 1957 wurden die Geschwister Franz Ediger, Abram Friesen und ich von Bruder Dietrich Pauls, der aus Hochfeld (Jasykowo) stammte, als Prediger eingesegnet. Auf Wunsch der ganzen Gemeinde übernahm ich dann am 2. September 1957 von Bruder Jakob Klassen deren Leitung. Wir

richteten drei Erdhütten zu unseren Bethäusern ein, eine im Rayon Kirsawod, eine im Rayon Schachtinsk und eine im Rayon 33ste Schachte (russ. Kohlengrube – *Red.*), alles Stadteile von Karaganda. Im Herbst desselben Jahres fuhren Bruder Gerhard Harder und ich nach Alma-Ata, Hauptstadt der Republik, und Moskau, um eine Erlaubnis zur Registration zu erwirken, jedoch erfolglos. Wir nannten uns von da an „Karagandinische Deutsch-mennonitische Brüdergemeinde“, weil reichlich Geschwister von den früher Lutherischen vertreten waren.

Wir wurden von den örtlichen Behörden wiederholt unterdrückt, mit Geldstrafen belegt und auch anderweitig bedroht, damit wir aufhören. Da wir uns aber weiterhin gruppenweise in Privathäusern versammelten, was man uns in Alma-Ata und in Moskau mündlich erlaubt hatte, wurde ich im Frühling 1960 mit 61.000 Rubel Strafe belegt, was ich verweigerte, sodass ich verurteilt wurde und man 30 % von meinem Lohn einbehielt. Ich arbeitete damals als Heizer. Im Jahre 1962 ging ich in Rente (30 Rubel). Da wir unsere Gottesdienste aber immer noch nicht aufgaben, wurden um den 20. August in Saranj Bruder Heinrich Zorn und Bruder Heinrich Wiebe verhaftet, was dahin führte, dass auch ich am 29. September 1962 verhaftet wurde, und 45 Tage allein in einer Kammer saß. Wir alle drei wurden am 10. und 11. Dezember gerichtet. [...] Ich, da ich als Heerführer be-



Sara und David Klassen im Alter. Foto vor 1977

trachtet wurde und mich während der ganzen Zeit des Untersuchungsverfahrens weigerte, ein Geständnis zu unterschreiben, bekam 3 Jahre Lager (sog. „besonders strenge Anstaltsordnung“), als „besonders gefährliches Element und Wiederholungstäter.“ So kam ich am 29. Dezember 1962 nach Karabas in das Arbeitslager mit besonders strenger Anstaltsordnung, wo ich quer gestreifte Kleider (in grau und fuchsrot) tragen musste, als Schwerstverbrecher weder postalisch noch persönlich übergebene Pakete bekommen durfte, nur zwei Mal im Jahr für 3 bis 4 Stunden ein Wiedersehen mit der Familie hatte und jeden Monat nur einen Brief schreiben durfte. Dort arbeite ich ein Jahr und acht Monate als Assenisator (russ.; Reinemacher von Toiletten – *Red.*) beim Tuberkulosekrankenhaus, durfte, auf Befehl der Administration, aus der Krankenküche essen und noch

dazu soviel wie ich brauchte, da es eben als schwere Arbeit galt. Ich wurde unwillkürlich an das Wort des Herrn an Elia am Bache Krit erinnert (1. Könige 19): „Ich habe den Raben geboten, dass sie dich ernähren sollen...“ So sorgt der Herr für seine Kinder...

Nach einem Jahr und acht Monaten wurde ich wegen gewissenhafter Arbeit und beispielhafter Aufführung in die „strenge Anstaltsordnung“ überführt, wo ich andere Kleidung bekam, drei Mal im Jahr Pakete bekommen und zwei Mal meine Familie für 3-4 Tage wiedersehen durfte... Das war schon eine Erleichterung: Sich frei innerhalb des Straflagers bewegen zu können, in die allgemeine Speisehalle zu gehen usw., während im anderen Lager ein gefängnisartiges Kammersystem eingeführt worden war...

Am 30. April 1965, um 2 Uhr nachmittags, bekam ich die Nachricht, dass ich vom Obersten Gericht in Moskau rehabilitiert wurde und ohne Verzögerung aus dem Lager entlassen werden sollte, und kehrte an demselben Tag um zehn Uhr abends zur großen Überraschung aller meiner Lieben in mein trautes Heim zurück. Am Morgen desselben 30. April war gerade noch Schwester Erna Thielmann aus Bergtal (Kirgisien) als Gast bei uns eingetroffen, und somit unserem überraschenden und freudigen Wiedersehen beiwohnen konnte. Am 1. Mai also war ich in der Mitte der lieben Geschwister in der Gemeinde. [...]

Nach einiger Zeit fingen wir (besonders die älteren Brüder) an, wieder um Registration und um Erlaubnis,

ein neues Bethaus zu eröffnen, bei den Behörden zu wirken, was aber viel Beschwerden mit sich brachte, da uns viele Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Wir fuhren diesbezüglich wiederholt nach Moskau, und auch zu den örtlichen Behörden mussten viele Gänge gemacht werden, bis endlich am 28. April 1967 die Gemeinde in Moskau als „Karagandinische Mennoniten-Brüdergemeinde“ registriert wurde, und Bruder Heinrich Wölk als Leiter und ältester Prediger, Bruder Willi Matthies als Vorsitzender des Gemeinderates und als Organisator im Bau des Bethauses, Bruder Jakob Siebert und ich als Glieder des Gemeinderates gewählt wurden. Dieses war also die Leitung oder der Vorstand der Gemeinde. Es wurde auch eifrig um die Fertigstellung des Bethauses gewirkt, doch bei den vielen Hemmungen und Hindernissen seitens der örtlichen Behörden kam es erst am 5. September 1968 zur Grundsteinlegung des Bethauses. Bei reger und eifriger Teilnahme der lieben Geschwister und den innigen Gebeten, von Gottes Segen begleitet, ging der Bau mit großen Schritten voran, sodass am 15. Dezember 1968 das Haus eingeweiht werden konnte, wo dem Herrn auch reichlich viel Dank, Preis und Anbetung gebracht wurde... Wir haben im Laufe der folgenden Jahre manchen Segen hinnehmen dürfen; doch sind auch schmerzliche und trübselige Stunden, Tage und Monate nicht ausgeblieben. [...]

24. Juni 1977.

### Unsere Autoren

*Johann Driedger* ist Mitglied in der Mennoniten-Brüdergemeinde in Lemgo.

*Johannes Dyck* ist Mitglied in der Mennoniten-Brüdergemeinde in Lemgo und seit 2003 Vorsitzender des Vereins zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums.

*Dr. Gerhard Hildebrandt* leitete bis 2002 die Mennonitengemeinde in Göttingen und war Gründungsvorsitzender des Vereins zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums.

*Dr. Peter Letkemann* hat seine Doktorarbeit über das Liedgut und Chorgesang der Mennoniten in Russland verfasst und lebt in Winnipeg, Kanada.

### Berichtigung

In den Autorenverzeichnissen der Ausgaben 1/2004 und 2/2004 (jeweils S. 23) wurde der Name Dr. Gerhard Hildebrandt irrtümlicherweise mit Dr. Georg Hildebrandt wiedergegeben. Wir bedauern diesen Fehler.

### Bildnachweis

Familienarchiv von Herbert und Anna Bergen: Seiten 17, 19-22

Familienarchiv von Johannes Dyck: Seiten 1, 3, 14, 18

Familienarchiv von Julia und Gerhard Hildebrandt: Seiten 16, 17

Dr. Peter Letkemann: Seiten 8-12

**Die bisherigen Ausgaben dieser Zeitschrift wurden an einige Personen und Gemeinden unentgeltlich geliefert. Ab der nächsten Ausgabe (2/2005) wird diese Zeitschrift nur an Abonnenten versendet.**

**Schildern Sie uns Ihre Erinnerungen aus dem Glaubens- und Gemeindeleben in der Sowjetunion; schreiben Sie uns über die Geschichte der Deutschen in Russland; teilen Sie uns Ihre Fragen mit!**

**Unsere Anschrift: Rückblick, Postfach 0726, 32637 Lemgo**

**Konto für Spenden: Sparkasse Donnersberg (BLZ 540 519 90), Konto-Nr. 100 205 483**

An der Ausgabe haben gearbeitet: Johann Driedger, Johannes Dyck (verantw.), Margarete Dyck, Olga Koop, Peter Koop.

